© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Zum Salzburger Schrifttum

Karl Brunner, Herzogtümer und Marken. Vom Ungarnsturm bis ins 12. Jahrhundert. Österreichische Geschichte 907–1156, hg. von *Herwig Wolfram.* Verlag Ueberreuter, Wien 1994, 560 S.

Mit dem vorliegenden zweiten Band der neuen „Österreichischen Geschichte" in zehn Bänden wird für den im Titel genannten Zeitraum erstmals eine ausführliche und zusammenhängende Darstellung der Geschichte aller jener Gebiete geboten, die heute zum Territorium der Republik Österreich gehören. Sich der „Willkür" (S. 13) bewußt, die die Rückprojizierung moderner Grenzen auf die Zeit um 1000 bedeuten muß, macht der Autor an diesen nicht halt, sondern folgt den Menschen in ihren „konkreten Handlungsräumen" (S. 14). Daraus ergibt sich die Einbeziehung der Geschichte v. a. Bayerns, Norditaliens, Sloweniens, Ungarns, Schwabens und des Reichs allgemein. Zu den zeitlichen Grenzen stellt der Autor abschließend fest: „Wie unser Buch keinen wirklichen Anfang hatte, kann es auch kein anderes Ende haben als das durch Arbeitskapazität und äußeren Umfang gegebenen." (S. 424) Die gewählten Eckdaten 907 (Niederlage des bayerischen Heeres bei Preßburg) und 1156 (Privilegium Minus) sind auch nicht als Schwerpunktsetzung auf die donauländische Geschichte zu deuten, welcher die der „übrigen" Gebiete zugeordnet würde. Im Gegensatz zu der in der österreichischen Historiographie lange vorherrschenden, auf die Dynastien (Babenberger, dann Habsburger) und das „Kernland" (Nieder-)Österreich mit dem Zentrum Wien ausgerichteten Geschichtsschreibung hebt der Autor die Vielfalt der Regionen, deren Eigengewicht und offene Entwicklungsalternativen hervor. Eine Zusammengehörigkeit dieser Gebiete läßt sich in der hier behandelten Zeit (und zum Teil noch Jahrhunderte später) nicht feststellen.

Gemäß dem Ziel, eine „moderne Strukturgeschichte" (S. 9) schreiben zu wollen, wobei der Autor den Begriff offenbar nach Otto Brunner definiert (S. 28), strebt er die gleichberechtigte Darstellung aller Lebensbereiche an. Durch umfassende Berücksichtigung der Fachliteratur (vgl. das Literaturverzeichnis, S. 500 ff.) und oft neue und interessante Interpretation sämtlicher Quellen aus dem Untersuchungsgebiet (S. 19 ff.; vgl. das Quellenverzeichnis, S. 491 ff.), aber auch, wenn es der Aufhellung ansonsten verborgener Bereiche dienlich ist, durch Heranziehung von Nachrichten aus anderen Gegenden (z. B. der Überlieferung von St. Gallen und Tegernsee) sowie literarischer Texte (Nibelungenlied!) lotet der Autor die Grenzen der Überlieferung sowohl für die politische und Verfassungsgeschichte als auch für die Alltags-, Kirchen- und Mentalitätsgeschichte aus. („Ergebnisse einer Mittelalter-Archäologie" liegen für den Behandlungszeitraum kaum vor, S. 382.) Basisprozesse können dennoch zumeist nur in ihren Ergebnissen gefaßt werden: „Über Pflüger aber wird nicht viel berichtet in Zeiten, in denen man glaubte, Helden zu brauchen." (S. 14) Es ist hervorzuheben, daß der Autor den Boden der Quellen und der Forschung nicht verläßt, sein Ziel nicht als Ergebnis deklariert: „Bis jemand eine Strukturgeschichte dieser Zeit schreiben kann, deren Geschehnisse Historikern scheinbar so vertraut sind, muß noch einige behutsame Detailforschung erfolgen. Ein abgerundetes Bild ist derzeit kaum zu zeichnen." (S. 333) Die Verbindung von empirischer Quellenarbeit und impliziter Berücksichtigung von modernen Theorien der Geschichtsschreibung wird vom Autor eindrucksvoll realisiert (z. B. S. 112 ff. mit wohl an die Diskurstheorie angelehnten Überlegungen zu den Problemen, die Zeit um 1000 zu „verstehen").

Die Organisation der historischen „Handlungsräume" (S. 137) wird nicht im Sinn eines starren Institutionen-Modells, sondern aus den ihr zugrundeliegenden sozialen und politischen Zusammenhänge erklärt. Übergänge und Strukturveränderungen können daher beschrieben werden und geraten nicht in Widerspruch zu einer vorausgesetzten Verfassung. Als Beispiel seien die Ausführungen zu den Verhältnissen in Karantanien und den hier agierenden Herzogen, Markgrafen, Grafen und Gewaltboten genannt (S. 32 f., 48 f., 66 f., 70 ff., 137 ff.). Gebührend berücksichtigt wird die Rolle der adeligen (überwiegend bayerischen) Personenverbände, ohne dabei den Quellen die Geschichte von Dynastien nachzuschreiben: „Herkunft ist für den Hochadel weniger eine Frage der Genealogie als des politischen Bewußtseins. Biologische Zusammenhänge waren in diesem eng vernetzten Hochadel unschwer zu finden. Wichtiger war, welche dieser Zusammenhänge aus politischen Gründen in den Vordergrund gestellt werden sollten." (S. 83 f., vgl. auch S. 172 f. u. 406 f.) Wie bei seiner Beurteilung von adeligem Selbstverständnis und Genealogie folgt der Autor auch bei der Beschreibung des Einsatzes der Kirche im Reichsdienst der jüngeren Forschung, die den dafür lange gebräuchlichen Begriff „Ottonisches Reichskirchensystem" ablehnt (S. 110 ff.).

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Durch die vergleichende Betrachtung der Handlungsräume, in den zum Teil die Bildung von Ländern einsetzte, werden Entwicklungsunterschiede deutlich, etwa zwischen einerseits Kärnten und den Gebieten des späteren Tirol, wo sich zahlreiche Interessen und Gewalten kreuzten und zunächst keine Landesbildung einsetzte (S. 342 f., 350 ff.) und andererseits den im 11. Jahrhundert zu fassenden, konzentrierten Aktivitäten in der Donaumark (S. 180 ff., 193: „Die Mark gedieh, während die Helden fielen."), die zu dem werdenden Land Österreich führten (S. 369 f.), und der „Geburt der Steiermark" unter den Otakaren (S. 340). Hervorgehoben wird die Rolle, die die Übertragung von Königshufen, Forstrechten und Grafschaften durch den König an Bischöfe (– oft zum Schutz der Alpenpässe, vgl. zu diesen ausführlich S. 197 ff. –) für spätere Landesbildungen haben konnten (S. 223 f.), so für Salzburg. Ausführlich werden die kirchlichen Reformen des 11. und 12. Jahrhunderts behandelt, hier selbstverständlich auch die Salzburger Kanonikerreform (S. 245 ff.). Sozialen Veränderungen, so der Entstehung der Ministerialität (S. 308, 313, 346 ff., 407 ff.) und Zensualität (S. 415 ff.) wird ebenso nachgegangen wie der Stellung der Frau in Kirche und Welt (S. 280 ff., 404 ff.). Anschaulich werden sich abzeichnende Prozesse immer wieder konkret am Beispiel einzelner Quellen verdeutlicht, und auch Einzelschicksale werden beschrieben, wo sie zu fassen sind.

Die Salzburger Geschichte ist in dem vorliegenden Band Bestandteil einer Gesamtgeschichte des Untersuchungsgebiets. Ergebnisse von Forschungen zur Salzburger Landesgeschichte finden daher ebenso Berücksichtigung wie die Quellen des Erzstifts.

Während eine ansprechende Bebilderung der Illustration dient, erweisen sich die eingefügten Stammtafeln als hilfreich bei der Orientierung im genealogischen Gewirr der hochadeligen Personenverbände und die geographischen Übersichtskarten (vgl. die Verzeichnisse S. 524) geben eine „Übersetzung des Erzählten in unseren geographischen Horizont" (S. 9). Neben Stammtafeln und Karten unterstützen auch eine Zeittafel (S. 425 ff.), ein Verzeichnis weltlicher und geistlicher Fürsten (S. 428 f.) und ein Glossar (S. 430 ff.) den mit Zeit und Raum weniger Vertrauten bei der Lektüre.

Um auf einen Bescheidenheits-Topos (*Prout potui et scivi conscripsi istum librum;* S. 424) mittelalterlicher Schreiber angelehnten Schlußbemerkung des Autors einzugehen: Das Buch kann sich mehr zugute halten als die Tatsache, daß es geschrieben wurde. Es repräsentiert den Forschungsstand und gibt – dank der Bemühungen des Autors, die Vielfalt historischen Geschehens zu beschreiben – einen lebendigen Einblick in die Welt um 1000. Thomas Willich

Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Verlag Ueberreuter, Wien 1994, 599 S. mit zahlreichen Abb.

Das vorliegende Buch behandelt die letzte Epoche in der von *Herwig Wolfram* herausgegebenen „Österreichischen Geschichte in zehn Bänden". Das Ergebnis ist ein exzellentes Nachschlagewerk, das auch für die Salzburger Landesgeschichte von Interesse ist, weil es über deren Hintergründe informiert.

Der Autor legt seinen Ausführungen die gängige und plausible These zugrunde, „daß sich in Österreich eine besonders starke staatlich-bürokratische Tradition entfaltet hat, daß Modernisierungen häufig von oben ausgehen, daß sich die ‚bürgerliche Gesellschaft' nie so recht vom Staat freispielen kann" (S. 15). Diese Entwicklung sei nicht einfach negativ zu bewerten; immerhin habe sie zu „einer relativ frühen Ausbildung des Sozialstaates" (ebd.) geführt. Die integrative Kraft, die das österreichische Kollektivsubjekt über die Brüche des 20. Jahrhunderts hinweg von anderen Einheiten abgrenzbar machte, lokalisiert Hanisch „in der Musik: von Haydn bis...? Das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker jedenfalls ist das einzig wahre österreichische Fest, für das Land wie für die Stadt" (S. 13). Die Dürftigkeit dieses vermeintlichen oder tatsächlichen Identitätskerns zeigt, wie schwer es fällt, historisch-kulturelle Bestimmungsgründe für eine österreichische Nation zu finden.

Die Arbeit besteht aus fünf Abschnitten: Der erste enthält „Skizzen aus der Welt um 1900"; es folgen weitere Hauptkapitel über „Die Monarchie", „Die Erste Republik" und „Die NS-Herrschaft"; den Abschluß bildet der Abschnitt über „Die Zweite Republik" bis zu den „Lebensverhältnissen um 1980". Gesellschaftspolitisch reicht die Darstellung über die Zäsur der sechziger Jahre mit der vollen Ausbildung der Konsumgesellschaft und dem Angriff der „Achtundsechziger" auf das „Establishment" bis zum Einschnitt Mitte der achtziger Jahre, dem Ende der Ära von Bundeskanzler Kreisky, der letzten Epoche österreichischer Zeitgeschichte, die heute schon als abgeschlossen betrachtet und dem analytischen Urteil des Historikers unterworfen werden könne. Besonders ansprechend ist

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

die Verknüpfung von Strukturgeschichte, biographischen Skizzen und Alltagsgeschichte, die den gesamten Argumentationsgang bestimmt.

Die strukturgeschichtliche Darstellung ist nicht durchwegs geglückt: So charakterisiert der Autor in einem Atemzug die nationalsozialistische Herrschaft als Monokratie – „Entscheidend war der Zugang zu Hitler" (S. 367) –, als Polykratie – „etablierte sich eine polykratische Herrschaftsstruktur" (ebd.) – und als Verknüpfung von beidem – „...monokratisch charismatische Führerherrschaft und polykratische Herrschaftsstrukturen gehören zusammen" (ebd.). Die Begriffe „Monokratie" und „Polykratie" sind jedoch nicht miteinander vereinbar: Dieser bedeutet, daß politische Herrschaft von mehreren letzten (!) Instanzen getragen und geprägt wird; in der Monokratie gibt es hingegen nur eine letzte Instanz, die im Unterschied zur Monarchie über keine dynastische Legitimität verfügt (vgl. den instruktiven Aufsatz von Karl Loewenstein über die Monokratie des Augustus). Ungereimtheiten dieser Art sind in der vorliegenden Arbeit nicht die Regel, und sie vermögen den positiven Gesamteindruck kaum zu schmälern.

Es ist kein leichtes Vorhaben, hundert Jahre österreichischer Geschichte in ein einziges Buch zu verpacken und dennoch unterschiedliche Interpretationsmuster herauszuarbeiten. Hanisch löst diese Aufgabe meist mit großem Geschick, und es ist seinem Buch zu wünschen, daß es als Einführung und Nachschlagewerk zur historischen Entwicklung unseres Landes in den letzten hundert Jahren entsprechend beachtet und geschätzt wird. Michael Thöndl

Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute. Hg. v. *Richard G. Plaschka, Gerald Stourzh* u. *Jan Paul Niederkorn* (= Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 136) (Wien 1995). 365 S., 16 S/W-Tafeln.

1000 Jahre nach der ersten Nennung des Namens „Ostarrichi" in einem Dokument erachtete es die Historische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften als legitime Aufgabe, in Anlehnung an den bekannten österreichischen Historiker Erich Zöllner den Formen und Wandlungen des Österreichbegriffs nachzuspüren. Drei Anlässe wurden dabei als relevant angesehen: 1) Die Urkunde Kaiser Ottos III. für das Bistum Freising vom 1. November 996, die diesem Bistum die Schenkung eines Hofs und umfangreichen Grundbesitz in der Gegend übertrug, die in der Volkssprache „Ostarrichi" hieß. Natürlich ist dies nicht der früheste schriftliche Beleg einer Bezeichnung des österreichischen Raums im Mittelalter, wohl aber die erste überlieferte Nennung des Landesnamens in der Sprache der Bewohner; 2) das Gedenken an das Jahr 1945, und 3) der Eintritt Österreichs *in ein neues, erhöhter Gemeinsamkeit zustrebendes Europa* (S. 7).

Das Thema des vorliegenden Bandes – die Frage nach dem Namen „Österreich", seiner Herkunft, seinem Bedeutungswandel, die Frage nach dem Österreichbegriff und dessen Metamorphosen in Zeit und Raum, nach dem Österreichbewußtsein und dessen Entstehung und Veränderungen im Laufe der Zeiten – ist wohl von keinem anderen österreichischen Historiker intensiver und umfassender behandelt worden als von Erich Zöllner. Die Herausgeber wollen ihre Arbeit auch als „Hommage à Erich Zöllner" verstanden wissen, denn sein historisches Werk ist wie das keines anderen Historikers österreichischer Provenienz der Gegenwart mit der *ganzen* Geschichte Österreichs verbunden. Zöllners Arbeiten zum Österreichbegriff und seinen Wandlungen bildeten gleichsam den Raster, der dem Programm des Symposions vom März 1994 und diesem Band zugrunde gelegt wurde.

Im Anschluß an den die Thematik einleitenden Beitrag *Zöllners* untersuchen zwölf weitere Autoren und Autorinnen (*Heide Dienst, Gerhard Pferschy, Heinz Dopsch, Franz Quarthal, Alfred Kohler, Grete Walter-Klingenstein, Wolfgang Häusler, Ernst Bruckmüller, Gerald Stourzh, Walter Weiss, Hermann Fillitz* und *Theophil Antonicek*), für welchen geographischen Raum in den einzelnen Geschichtsepochen der Name Österreich verwendet wurde und wird bzw. wer sich von den darin lebenden Personen als Österreicher gefühlt hat. Diese Problematik wird insbesondere für die Epoche vom erwachenden Nationalbewußtsein im vorigen Jahrhundert über die Erste Republik und die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft bis zur allgemeinen Durchsetzung eines „Österreichbewußtseins" nach dem Jahr 1945 verfolgt.

Besondere Bedeutung für Salzburg kommt verständlicherweise dem Beitrag von *Heinz Dopsch*, Ordinarius für Vergleichende Landesgeschichte, zu, der sich mit „Salzburg und Österreich" auseinandersetzt. Zu Recht weist der Autor zunächst auf die Sonderstellung Salzburgs unter allen Ländern der Republik Österreich hin (Salzburg war immerhin bis 1803 ein selbständiger Staat, seit dem Jahr

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

798 Erzbistum und geistliche Metropole der Kirchenprovinz Bayern, seit dem 12. Jahrhundert waren die Erzbischöfe überdies Fürsten des Hl. Römischen Reichs). Außerdem bildete Salzburg auf dem Gebiet der Kunst und Kultur, der Wissenschaft und der Musik das älteste und bedeutendste Zentrum des Ostalpenraums (vgl. S. 70 f.). Da die Zentralstellen in Wien diese Tatsache aber nur ungern anerkennen, führt dies teilweise zu gewollten Mißverständnissen bis in die Gegenwart.

Der „dornige Weg nach Österreich" (S. 96 ff.) ließ Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert vor allem durch die zunehmende Dominanz des österreichischen Adels im Domkapitel in österreichisches Fahrwasser geraten. Rein statistisch gesehen kam von den 16 Erzbischöfen der Neuzeit nur mehr der Wittelsbacher Herzog Ernst aus Bayern. Drei weitere Oberhirten stammten aus dem alemannisch-schwäbischen Raum, alle übrigen rekrutierten sich aus Adelsgeschlechtern der habsburgischen Erbländer. Am Beginn der endgültigen österreichischen Regentschaft im Jahr 1816 standen territoriale Verluste, katastrophale Ereignisse und eine verständnislose Politik seitens der neuen Regierung. Die ersten Jahrzehnte dieser Herrschaft gelten nicht zu Unrecht als dunkelste Periode der Salzburger Geschichte. Erst seit der Errichtung des Kronlandes Salzburg, das in der Monarchie als Herzogtum galt, der selbständigen Landesbehörden und des Salzburger Landtags ist die wirtschaftliche und politische Entwicklung fast ohne Rückschläge aufwärtsgegangen. Die abschließende Frage des Autors, ob Salzburg gegenwärtig Kulturmetropole oder bloß Provinz sei, läßt sich dahingehend beantworten, daß Salzburg trotz seiner „Kleinheit" als einzige Stadt in Österreich eine gewisse kulturelle und künstlerische Alternative zum „Wasserkopf" Wien darstellt (S. 104). Aber auch weiterhin wird das Verhältnis zwischen Salzburg und Österreich von dem Gegensatz zwischen Zentrum und Peripherie geprägt sein. Heinz Dopsch sieht daher die Aufgabe des Historikers in dem Auftrag, durch einen Rückblick auf die historische Entwicklung Ursachen und Entstehung derartiger Gegensätze aufzuzeigen und damit zum Abbau von Ressentiments beizutragen.

Obwohl dem Werk bereits aufgrund der differenzierten und ausführlichen Behandlung der genannten Thematik sowie der darin enthaltenen politischen Implikationen eine weite Verbreitung nur gewünscht werden kann, wird sich dieses Ansinnen bereits wegen des hohen Preises von 980 öS wohl kaum verwirklichen lassen. Kritisch sei zusätzlich angemerkt, daß es die Herausgeber nicht der Mühe für wert befunden haben, ein Verzeichnis der Autoren und Autorinnen zu erstellen und daß auch der angehängte Bild- und Tafelteil lediglich ältere Fotos bzw. Aufnahmen minderer Qualität bringt. Trotz dieser nicht zu vernachlässigenden Kritikpunkte sollte aber der historisch und politisch interessierte Leser zu diesem Werk greifen, um sein Österreichverständnis entsprechend dem jüngsten Stand der Forschung revidieren zu können. Alfred Stefan Weiß

Ferdinand Opll, Nachrichten aus dem mittelalterlichen Wien. Zeitgenossen berichten. Böhlau Verlag, Wien–Köln–Weimar 1995, 290 S., 43 Abb., davon 18 farbig, Vor- und Nachsatz mit Plan Wien von 1137–1310.

Das Buch, jahrzehntelange Beschäftigung mit der Geschichte Wiens voraussetzend und schließlich Frucht einer mehrjährigen, gezielten Sammlungstätigkeit, stellt sich die Aufgabe, die wichtigsten historiographischen, d. h. erzählenden Quellen zur mittelalterlichen Geschichte von Wien der Forschung und einem engeren historisch interessierten Kreis in handlicher Form zur Verfügung zu stellen. Nach Einleitung, die Vorgangsweise und technischen Aufbau des Buches erläutert, werden die für wichtig und erwähnenswert gehaltenen, in erzählender Form überlieferten Ereignisse Jahr für Jahr vom 9. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts punktuell und begleitet von sachkundigen Erläuterungen aneinandergereiht. Die erste Nachricht stammt aus dem Jahr 881, in dem der Name Wiens erstmals auftaucht (es handelt sich dabei genauso wie beim Jahr 996 nicht um das „Geburts-", sondern das „Namensjahr" einer Stadt bzw. eines Landes), die letzte Nachricht betrifft das Jahr 1499, in dem von einem „Mönch aus dem Predigerorden" die Rede ist, „der ketzerische Lehren" verbreitet und damit gewissermaßen in das Zeitalter der Reformation und des cisalpinen Humanismus überleitet, in dem Mitte des 16. Jahrhunderts die „wissenschaftliche Geschichtsschreibung über Wien" (Lazius) einsetzt (S. 9).

Dem Ansteigen an Zahl und Vielfalt der Nachrichten im Laufe der Jahrhunderte entspricht auch ihrer Aufnahme bzw. Auswahl in dem Buch. Trifft auf das 9. Jahrhundert nur eine Nachricht (881), auf das 10. Jahrhundert keine, so sind es für das 11. Jahrhundert zwei (1030 Wien von Ungarn eingenommen, 1043 König Heinrich III. hält Hoftag in Wien) und für das 12. Jahrhundert bereits elf (wobei das Jahr der Herzogserhebung 1156 fehlt, Wien jedoch 1172 erstmals als „Hauptstadt" des

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Herzogtums erwähnt wird), so stiegen die Zahlen im 13., 14. und 15. Jahrhundert von 50 über 65 auf 78, also zusammen 193 an, was insgesamt 207 mitgeteilte Ereignisse ergibt.

Da es bei dieser Fülle und Vielfalt mittelalterlicher Ereignisse unmöglich ist, auf Einzelheiten einzugehen, faßt der Rezensent sein allgemeines Urteil dahingehend zusammen, daß der „Versuch" (so der Autor) dieser Publikation „das Leben vergangener Epochen (Wiens) möglichst unmittelbar zu veranschaulichen" – wozu auch die wohlüberlegte Auswahl von Illustrationen ihren Teil beiträgt – vorzüglich und vorbildlich gelungen ist. Aus kunsthistorischer Sicht sind die Daten zur Stephanskirche: 1147 Weihe des ersten romanischen Baus, 1340 Weihe des Albertinischen Chors, Vollendung des Südturms „mit der Anbringung des chnopff" (Knaufs) auf der Turmspitze am 10. Oktober 1433 besonders hervorzuheben.

Für Salzburg wissenswert sind die vielen Beziehungen, die zu Wien im Mittelalter ersichtlich werden. Die meisten ergeben sich aus der viel zu wenig bewußten Tatsache, daß Wien, wenn auch im Sprengel der größten Diözese des alten Reichs – Passau – gelegen, eben doch zur Kirchenprovinz Salzburg gehörte. So begegnen wir wiederholt Salzburger Erzbischöfen (also den Metropoliten) auf Festlichkeiten, Versammlungen usw. in geistlicher oder politischer Funktion: Angefangen vom Jahr 1200, in dem Herzog Leopold VI. von Österreich und Steyr am 28. Mai (Pfingstsonntag) in Gegenwart zahlreicher geistlicher und weltlicher Fürsten, darunter die Erzbischöfe Konrad von Mainz (ehemals von Salzburg) und Eberhard II. von Salzburg, die Schwertleite erhielt, bis zum Begräbnis Kaiser Friedrichs III. am 5./6. Dezember 1493, bei dem Erzbischof Friedrich V. (Graf von Schaunberg) von Salzburg im Stephansdom das erste Hochamt sang. Franz Fuhrmann

Gilda Pasetzky, Das Erzbistum Salzburg und das revolutionäre Frankreich (1789–1803) (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 680), Frankfurt–Berlin–Bern–New York–Paris–Wien 1995, 206 S.

Wie die Autorin zu Recht vermerkt, wurde die Geschichte der Französischen Revolution in den letzten Jahren sehr genau behandelt. Das Hauptaugenmerk lag dabei naturgemäß auf Frankreich; jene Gebiete, auf welche die Revolution zwar einen großen Einfluß ausübte, die aber nie zur Republik bzw. zum späteren Kaiserreich gehörten, wurden dabei stark vernachlässigt. Die Historikerin Gilda Pasetzky wollte aus diesem Grund die Wirkung der Revolution auf die Politik der Herrscher und das Leben der einzelnen Bürger am Fallbeispiel des Fürsterzbistums Salzburg eingehend beleuchten.

Zunächst erörtert die Verfasserin die bedeutsame Frage, wie die Französische Revolution in der politischen Presse Salzburgs rezipiert wurde. Obgleich Kurbayern und Österreich in dem kleinen Nachbarn eine publizistische Bedrohung sahen, informierte die in Salzburg erscheinende „Oberdeutsche Staatszeitung" die Leser laufend und sehr ausführlich über den Ausbruch und Verlauf der Französischen Revolution. Der Publizist Lorenz Hübner nahm dabei auch im „Salzburger Intelligenzblatt" eine revolutionsfreundliche Haltung ein. Obwohl die Verteidigung der Aufklärung im Zuge des immer brutaler werdenden Verlaufs der Revolution schwieriger wurde, wich die Redaktion des „Salzburger Intelligenzblatts" auch nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. im Jänner 1793 nicht von seiner klaren Linie ab: der Mangel an Aufklärung trage die Schuld an den Vorkommnissen, und aus diesen sollten die Herrscher lernen, wie wichtig es sei, die Aufklärung in ihren Ländern zu befördern. Die Tendenz der Berichterstattung über die Revolution auf lange Dauer gesehen läßt sich dabei folgendermaßen zusammenfassen (S. 44): *Die Idee war gut, die Ausführung schlecht.*

Im wohl interessantesten Kapitel ihrer Arbeit – im Anschluß an die Frage, wie der Krieg gegen Frankreich in der Salzburger Presse verfolgt wurde – schildert Pasetzky die Unruhen in Salzburg zur Zeit der Französischen Revolution und des Interventionskriegs. Immerhin kam es im Zeitraum von 1792 bis 1802 auf dem Gebiet des Erzstifts zu mehr als 20 beweisbaren, mehr oder minder heftigen Unruhen. Die Gründe dafür waren vielfältig: meist führten Rekrutierungen oder Steuereintreibungen zu einem Aufruhr bei einem Teil des Volkes, doch notiert die Autorin auch Hinweise auf soziale Ursachen. So meint sie weiters (S. 91): *Solcher Ausdruck von Unzufriedenheit war keine Seltenheit, weder zeitlich noch räumlich gesehen. Soziale Proteste gab es schon das ganze Jahrhundert über, bemerkenswert ist aber ihr gehäuftes Auftreten infolge der französischen Revolution. So war Salzburg innerhalb des Reiches keine Ausnahme: Überall gärte es, und unter der Vorbildwirkung Frankreichs brachen in allen Teilen des deutschen Reiches Aufstände aus.* Schon während der ersten Rekrutierungsversuche im Dezember 1792 kam es in einigen Gebirgstälern Salzburgs zu Ausein-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

andersetzungen mit Bauern, die ihre für das Militär bestimmten Söhne und Knechte gewaltsam befreiten. Die ersten schweren und damit auch genauer belegten Zusammenstöße ereigneten sich jedoch 1794 im Zillertal. Am 16. November dieses Jahres stürmten ca. 400 bewaffnete Bauernknechte das Haus des Richters, um die Arretierung eines zur Armee bestimmten Burschen zu verhindern. Die Einrichtung wurde zertrümmert, die Akten beschmutzt und die Beamten mißhandelt. Erzbischof Colloredo sah sich daraufhin gezwungen, die Rekrutierungsversuche sofort einzustellen.

Die Drohung eines Zusammenschlusses aller aufständischen Gebiete wurde dabei so ernst genommen, daß die Salzburger Regierung aus Angst vor dem Anwachsen verschiedener kleinerer Aufstände zu einer offenen Rebellion vor jeglichem gewaltsamen Eingriff zurückschreckte. Die Ideen der Französischen Revolution, verbreitet in allen Schichten der Bevölkerung, sowie der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit galten als Triebfeder für den Widerstand gegen die Obrigkeit. Die Parallelen zu den revolutionären Ereignissen in Frankreich waren dabei für Colloredo offensichtlich. An seinen Bruder in Wien schrieb er (S. 98): *Sie künden mir die Guillotine an, ich sehe sie kommen*... Der Landesherr reagierte mit einem mehr als 30seitigen „Verhaltensunterricht" an die Beamten, deren kritisiertes, anmaßendes Verhalten damit eingestellt werden sollte. Weiters sollten die Untertanen nicht länger Knechte und Leibeigene sein, sondern man wollte ihnen, egal ob arm oder reich, gleiches Recht und gleiche Sicherheit zugestehen.

Sogar die Geistlichkeit wurde von der revolutionären Stimmung erfaßt, wie das Beispiel des Seelsorgers aus Dorf im Gasteiner Tal deutlich belegt. Bedauerlicherweise hat Pasetzky diesen Fall nicht weiter verfolgt und die entsprechenden Archivalien im Konsistorialarchiv Salzburg (z. B. Konsistorialprotokolle) nicht ausgewertet. Daher scheint ihr Schluß, daß keine Schicht der Bevölkerung vom Geist der Revolte unberührt blieb (S. 115), zu allgemein und nicht genügend belegt.

Die Verfasserin verweist darauf, daß Salzburgs Selbständigkeit seit den Koalitionskriegen kaum mehr anerkannt wurde und das „Damoklesschwert der Säkularisation" seit dem Frieden von Campo Formio im Jahr 1797 über Salzburg hing. Aber nicht nur Österreich und Bayern interessierten sich für Salzburg, auch französische oder revolutionären Ideen nahestehende deutsche Kreise bezogen Salzburg in ihre Pläne mit ein, wie Pasetzky eindrucksvoll nachweisen kann. Deren Ziel war es, das Erzstift zu säkularisieren und einer neuen süddeutschen Republik nach dem Vorbild der schon bestehenden Tochterrepubliken Frankreichs anzuschließen. Da jedoch Frankreich seine Unterstützung verweigerte, ließen sich diese Pläne nicht realisieren.

Im letzten Kapitel schildert die Autorin die Agitation des „Revolutionisten" August German Horix und seine Bedeutung für Salzburg. Mit der akribischen Verfolgung seines Lebensweges (Pasetzky muß dabei detektivische Arbeit geleistet haben!) gelingt es auch, etwas Licht auf einen Zeitabschnitt der Geschichte Salzburgs im Zeitalter der Französischen Revolution zu werfen, der bisher im Dunkel gelegen war, da die politisch-revolutionäre Agitation im Erzstift und ihre Träger in der Salzburger Geschichtsschreibung bisher zu wenig beachtet wurden. Horix, der 1796 von Wien aus in Salzburg eintraf, fand unter den Studenten Gleichgesinnte und unternahm zahlreiche verdächtig erscheinende Reisen ins Ausland und innerhalb Salzburgs. Nach seiner Flucht aus Salzburg, wo er rege Aktivitäten entfaltet hatte, wurde er steckbrieflich in ganz Deutschland gesucht.

Die Autorin bietet im Anhang ihrer Arbeit noch eine Edition wichtiger Dokumente (vor allem Briefe von Horix) und versieht ihr Buch mit einem Personen- und Ortsindex. Hervorgehoben werden soll, daß Gilda Pasetzky nicht nur die in Salzburg liegenden Archivalien, sondern auch jene in Wien und Paris ausgewertet hat. Es bleibt zu hoffen, daß sie zusätzlich zu ihrem wesentlichen Beitrag zur Salzburger Geschichtsschreibung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch einige interessante Detailaspekte zur Thematik publizieren wird. Alfred Stefan Weiß

Geschichte von Berchtesgaden. Stift – Markt – Land. Band II: *Vom Beginn der Wittelsbachischen Administration bis zum Übergang an Bayern 1810;* Teil 2: *Die Märkte Berchtesgaden und Schellenberg. Kirche – Kunst – Kultur.* Hg. v. *Walter Brugger, Heinz Dopsch* u. *Peter F. Kramml.* Verlag Anton Plenk, Berchtesgaden 1995. 780 S., zahlreiche Farb- u. S/W-Abb., Kartenskizzen und Grafiken.

Über die Gesamtkonzeption des Riesenprojekts einer Geschichte von Berchtesgaden, über die verdienstvollen Herausgeber und Autoren der bisher erschienenen Bände, aber auch über kritische Anmerkungen etwa der „Gewichtigkeit" der Teilbände ist in diesen „Mitteilungen" schon mehrmals berichtet worden (MGSL 133 [1993], S. 459 ff., bzw. 134 [1994], S. 681 f.). Im nunmehr vorliegenden Teilband II/2 gehen die Herausgeber immerhin mit einem Satz auf den Vorwurf der Unhand-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

lichkeit und schweren Benützbarkeit des Handbuches, an der sich auch in diesem Band mit 780 Seiten (!) nichts geändert hat, im Vorwort auf Seite 699 ein: „Der beträchtliche Umfang ist durch eine Reihe neuer, grundlegender Forschungsergebnisse gerechtfertigt."

Wie es nun um die Relation von Quantität zu Qualität auch immer bestellt sei, die Forschungsergebnisse auch dieses Bandes können sich jedenfalls ebenso sehen lassen wie die der früheren Teilbände. Herausragend ganz sicher die beiden Arbeiten von *Kerstin Hederer* über „Die Entwicklung der Märkte Berchtesgaden und Schellenberg" und von *Sabine Falk-Veits* über „Alltag und Lebensformen im Augustiner-Chorherrenstift Berchtesgaden (16. bis 18. Jahrhundert)". Die beiden umfangreichen Artikel, hervorgegangen aus Diplomarbeiten am Salzburger Institut für Geschichte, zeichnen sich durch unglaublichen Reichtum an Quellen- und Literaturstudien aus, sind methodisch hervorragend gearbeitet und zudem auch noch gut zu lesen; ein besonderes Kompliment an die beiden jungen Forscherinnen.

Auch die übrigen Artikel stehen dem nicht nach, interessante Ergebnisse bringen vor allem die Arbeiten von *Paul Werner* über „Die bäuerliche Baukultur im Berchtesgadener Land" und die kirchenhistorischen Beiträge, denen naturgemäß ein besonderes Gewicht zukommt. *Walter Brugger* und *Peter F. Kramml* zeichnen ein überaus anschauliches Bild von kirchlicher Verwaltung, von der Organisation und der Seelsorge, *Georg Brenninger* berichtet über Wallfahrtswesen und Volksfrömmigkeit, wobei der Blick auf das kirchliche Brauchtum im Jahreslauf so manche Ähnlichkeit zum nachbarlichen Salzburg aufzeigt, *Rupert Metz* schildert den Protestantismus in Berchtesgaden bis zur Großen Emigration von 1732/33 und damit natürlich spezielle Parallelen zum Erzstift; *Walter Brugger* beschließt diesen Teil mit einem Beitrag über die Franziskaner und ihr Kloster.

Von den kunstgeschichtlichen Beiträgen ist vor allem auf die Arbeit von *Adolf Hahnl* über die Architektur hinzuweisen, anschaulich illustriert mit Abbildungen und Plänen, aber auch auf die von *Franz Wagner* über Malerei, Plastik und Kunsthandwerk, die dem Leser noch mehr Unbekanntes nahebringt. Aus der Feder *Alfred Spiegel-Schmidts* stammt schließlich der Artikel „Berchtesgaden in der historischen Kartographie und in alten Ansichten", *Hans Bruckner* schreibt über die Musik unter den Fürstpröpsten und *Herbert Ernst* über das Schulwesen, wobei sich besonders für die Zeit der Aufklärung Bezüge zu Salzburg durch die Tätigkeit Franz Michael Vierthalers als Visitator in Berchtesgaden ergeben.

Alles in allem wieder eine Reihe von hochqualifizierten Beiträgen, die durch Kartenskizzen, Grafiken und vor allem durch das hervorragende Bildmaterial Oskar Anrathers ergänzt werden. Wie für die früheren Bände gilt auch hier: Trotz aller Vorbehalte gegen übertriebenen Perfektionismus und gegen die damit verursachte Einengung des Leser- und Benützerkreises auf eine kleine Gruppe von Fachgelehrten gebührt Herausgebern wie Autoren höchstes wissenschaftliches Lob, dem sicher auch im bereits geplanten Band III entsprochen werden wird. Reinhard R. Heinisch

Eva Maria Schalk (Red. u. Gestaltung), *Chronik Faistenau.* Eigenverlag der Gemeinde Faistenau, 1995, 368 S., zahlreiche Abb., Grafiken u. Karten.

Mit dieser Heimatchronik ist die große Zahl der Heimatbücher der Gemeinden des Landes Salzburg wieder um einen wertvollen Band bereichter worden, und sie weist sicherlich entsprechende Vorzüge gegenüber den Mängeln auf, die aufzuzeigen dem Rezensenten vorbehalten bleiben muß. Leider hat die um das Werk verdienstvolle Mag. *Eva Jirikowski* schon zu Beginn der lesenswerten Kapitel keinen Germanisten bzw. versierten Mundartkenner zu Rate gezogen und so durch falsche und unzulängliche Namensdeutungen dem Buch sehr geschadet, was auf ihre Unkenntnis der Berg- und Flurnamen als gebürtige Wienerin zurückzuführen ist und auch den Beitrag über die Bergnamen des Flach- und Tennengaus in MGSL 122 (1982), S. 71–123, außer acht läßt. Die Seiten 19–23 der Chronik Faistenau wären am besten nicht geschrieben worden, soviel Sinnloses wird darin dem ahnungslosen Leser vorgesetzt.

Der Name „Faistenau" ist eindeutig auf mhd. *veizet* (= fruchtbar) zurückzuführen, alle sonstigen Erklärungen (Hörburger) sind irrig, wenn auch der Personenname „Feist" (= fetter Mann) aus demselben Grundwort abstammt. Die Faistenau ist erst im 11. und 12. Jahrhundert durch bayerische Siedler von Elsenwang aus erschlossen worden, daher kann der Name Lidaun unmöglich romanischen Ursprungs sein, wie Hörburger meint. Die Bezeichnung „Lidaun" ist auf den abgekommenen Ortsnamen *lintovvespach* zurückzuführen und heißt nichts anderes als „Lindauerbach". Im 18. Jahrhundert noch nannte man die Ortschaft Lindaun, auf einer Ansicht der Ebenau aus demselben Jahr-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

hundert wird der „Lidaun" deutlich „Lidauerberg" genannt. Das Grundwort „Berg" entfällt häufig, wenn das Gesamtwort als zu lang erscheitn, wie beim Genner – richtig Gennerhorn (nach einem *Otto Gener de Remspach* so genanntn) – oder beim Schlenken, dessen ältester Name verlorenging, dafür aber nach den ausgedehnten Almen „Thenn" bezeichnet wird, von denen der *Hans Schlengk* in der Scheffau (1560) ein Almrecht besaß. In einer Halleiner Urkunde (*Christian Greinz,* Die Urkunden des Stadtpfarrarchivs Hallein, Bd. 53) ist der „Schlengkthenn" genannt. Auch der Name des Pillsteins hinter dem Zwölferhorn wird nachlässigerweise ohne Grundwort (Höhe, Kogel) bezeichnet, weil die darunter liegende Alm dem Pillsteinbauern in der Tiefbrunnau gehört. Früher hieß der Berg Einserkogel.

Der Faistenauer Rannberg hat seinen Namen von durch Windwurf gestürzten Bäumen, mhd. *rôn, rone,* einer Bezeichnung, die noch heute in der Mundart zu hören ist. In Karten des 19. Jahrhunderts steht noch Romberg als Zeichen für die bairische Verdunkelung des Vokals. Woher die Deutung „ram", „ran" als Bergkette stammen soll, ist schleierhaft. Ronnberge gibt es mehrere (Bischofshofen, Rußbach).

Auch daß die Namen des Kahleggs und des Kallersbergs angeblich auf ein vorrömisches Wort *call* zurückgehen sollen, ist ins Märchenhafte zu verweisen. Kahlegg und Kallersberg bedeuten nichts anderes als „Kalksberg" und „Kalkersberg". Der Name des *Kalcheggs* ist urkundlich überliefert. Daß der Kalk mundartlich *kal* genannt wird (vgl. Gut Kalofen in Kuchl), sollte eindeutig sein. Der Kalk als Baumaterial war auch in der Faistenau wichtig und ist es noch immer, eine Kalkbrennerei ist unweit des Kahleggs bis in unsere Zeit vorhanden gewesen.

Der Kühberg hat wie die Kühleiten nichts mit einer Kirche zu tun, sondern einfach mit den Kühen, die dort zur Weide der tieferliegenden Bauern getrieben wurden (urk. Noval *kueleittn,* ca. 1400, aus Urbar 3). Kühberge finden wir mancherorts (Waldflur am Filbling, in Parsch, Schleedorf), eine Kühleiten gab es auch in St. Gilgen im Anschluß an das Gut Planberg, weshalb die Faistenauer Kühleiten die „Hohe Kühleiten" genannt wurde; eine Kühleiten befindet sich auch in Strobl oberhalb der Leitnerhäuser usw. Den Kallersberg (zwischen Hintersee und Ebenau) mit den Kalhamern in Verbindung zu bringen, ist widersinnig.

Das Lohgut und die Lohmühle gehen auf den Familiennamen *Loch, Loach* zurück (*Martin loch am froschse,* 1495) und hat nichts mit Lohgerbe zu tun. Mhd. *lô, lohe* heißt sumpfiger Buschwald und ist auch andernorts zu finden (Ort in Kuchl, Gutsname in Wallwang [Lohstatt], Gemeinde Lochen nördl. der Salzburger Landesgrenze und viele andere Örtlichkeiten). Der Name kann auch nicht mit (Feuer-)Lohe in Zusammenhang gebracht werden. Der autochthone Familienname *Loach* (Loch, Lauch) kam schon im 15. Jahrhundert nach St. Gilgen, und es fällt auf, daß jener Caspar Loch (ca. 1420) ein Fischer war, wie es bei den Besitzern des „Froschsees" anzunehmen ist, dessen Name durch Verlandung des Gewässers schon im 17. Jahrhundert abgekommen sein muß, wie auch der Name des Ulmsees in der Tiefbrunnau. Der Familienname *Laoch* (*Loach*) lag auf dem Lohgut in St. Gilgen (Fischergut in der Gassen) bis 1655, in Hintersee und Salzburg lebt er noch fort.

Der Wurmwinkel (urk. 1348 *wurmwinckel*) bedeutet nicht einen sich windenden Winkel, sondern kommt von mhd. *wurm* = Schlange, Drache (vgl. Lindwurm); daher auch der Name des Wurmgrabens (Gstöttengütl in Vordersee). Von einem Zusammenhang mit „Wolle" kann daher nicht die Rede sein. Daß der Name „Ramsau" aber nichts als „kleiner Berg" besagen soll, ist ebenso ins Reich der Märchen zu versetzen wie alle übrigen falschen Namensdeutungen. Richtig ist vielmehr, daß eine Ramsau eine mit Bärlauch bewachsene Au ist und auf den heute noch mundartlich erhaltenen Ausdruck „Ramser", „Ronser" zurückgeht. In unmittelbarer Nähe befindet sich eine Ramsau in Hinterwinkl, Gemeinde Elsbethen, eine alter Gutsname in Kuchl heißt ebenso Ramsau, die Ramsauen in Bad Ischl, Berchtesgaden und bei Schladming sind bestens bekannt. Ein Ramoos (urk. *ramsmos*) finden wir in Mattsee. Der Österreichische Amtskalender nennt 24 Ramsauen. Eine meiner verstorbenen Schwägerinnen (vom Gstöttenschuster) erzählte, daß sie als schulentlassenes Mädchen noch bei einem Bauern in der Tiefbrunnau beim „Ranßer mahn" mithelfen mußte. Nur zum geringen Teil läßt sich der Name Ramsau von mhd. *ram* = Schmutz, Anschüttung ableiten. Das Lehnwort „Ranser" leitet sich vom Lateinischen *rancidus* ab, das sich im Schriftdeutschen als „ranzig" (daher ungenießbar) erhalten hat. Der üppig wachsende, hochstengelige Ranser riecht stark nach Knoblauch und ist daher als Viehfutter unbrauchbar.

Die Faistenau, dieses seinerzeit vom Verkehr völlig abgeschnittene, jedoch überaus reizvolle Gebiet, weist neben den Kühleitnern auch eine Menge autochthoner Familiennamen auf, die auf einheimische Bauerngüter zurückgehen, wie in wenigen anderen Orten des Landes. Man kennt zur Genüge die Ausweger, Döllerer, Ebner, Eckschlager, Haberpointner, Kendler, Klaushofer, Oberascher,

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Ramsauer, Rosenlechner, Strübler, deren Stammgüter schon im Urbar 3 (1348–1410) genannt sind (*in dem auzweg, ab dem Telln, Ekmanswant, haberpeunt, chaltenchenel, cloushof, ramsow, rosendorn, auf dem strüblein*) und in der Hs. St. Peter 20 (1434) *oberasch,* von denen die Ebner, Kendler und Ramsauer natürlich auch auf andere Gutsnamen zurückgehen können (Gut Eben in Koppl, Gut Kendl in Vigaun und Ramsau in Bad Ischl). Aber daß die beiden Hatzengüter (früher Schwaighof) den Namen nach Achaz Resch (ca. 1600) erhalten haben, daß das Sappengut in der Hamosau nach einem Hans Sapp genannt wird und der Rafflbauer nach dem schon 1348 genannten Gut *Rafoltsperch* seinen Namen hat, dürfte die Faistenauer besonders interessieren, denn wo anders als in ihrem Heimatbuch sollen sie Auskunft erhalten? Der Todtbauer hieß um 1520 Friedrich Todt (*am Lerchenfeld in Weissenperch*), und ein eventueller Pestfriedhof kann mit dem Namen nicht in Zusammenhang gebracht werden. In St. Gilgen gab es auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Bartlmä Todt, der es als Gewerke zu Reichtum brachte, mit dessen Sohn Simon aber der Name ausgestorben ist – wie zur selben Zeit in Faistenau.

Daß es in der Faistenau nicht nur einen Tod, sondern auch einen Teuf(e)l gibt, ist recht bekannt. „Teufl" ist ein alter Salzburger Name, 1495 wird ein Hans Teufel am Mahd Dietrichschlag (heute Laimerbauer) genannt, 1551 hat Simon Teufl das nach ihm benannte Gut in der Tiefbrunnau gekauft. Der Name fand in dieser Gegend so starke Verbreitung, daß sich der Lanerbauer Teufl auf Laner umschreiben ließ. Der Name bedeutet natürlich den Teufel als Widersacher und Bösewicht, vielleicht geht er auf eine Figur der mittelalterlichen Passionsspiele zurück, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Daß der Name vom höchsten Keltengott, „Tubel", abzuleiten wäre (*Karl Haas,* Thalgauer Heimatbuch), muß als liebenswerte Sage aufgefaßt werden. Genug der topografischen und onomatologischen Exkurse!

Die Herausgeber der Chronik Faistenau waren gut beraten, den Hauptteil über die mittelalterlichen Rechtsverhältnisse und das Rittergeschlecht der Thurner dem kompetenten und angesehenen Universitätsprofessor Dr. Heinz Dopsch zu überlassen und so eventuelle Fehler (wie in manchem Heimatbuch) zu vermeiden.

Die schon genannte Mag. Eva Jirikowski behandelt einen Großteil des Buches, stellt sich als ausgezeichnete Kennerin der ihr zur Verfügung stehenden Literatur vor und kann als verdienstvolle Mitautorin Lob und Anerkennung der Leser einheimsen.

Die Geschichte der Faistenauer Kirche kann ebenso aufgrund zahlreicher Unterlagen von Mag. *Hemma Ebner* beschrieben werden. Bei der Aufzählung der Geistlichen, die sich um die Seelsorge der Pfarre verdient gemacht haben, vermisse ich leider die persönlichen Daten sowie die Namen ihrer Vorgänger, der Vikare, seit 1622. Hiezu ist folgendes festzustellen: Die Bezeichnung „Vikar" ist nie volkstümlich geworden und stellt lediglich einen kanonischen, kirchenrechtlichen Titel dar. Die Vikariate sind aus den alten Mutterpfarren – je nach Bedarf – hervorgegangen, in unserem Fall aus der Altpfarre Thalgau (sieben Vikariate), die ihrerseits bis 1811 dem Dekanat Köstendorf unterstand. Daß die Bezeichnung „Vikar" im Volk nie üblich wurde, stellt z. B. schon die Eintragung im ersten St. Gilgener Taufbuch fest, daß im Jahr 1632 das *erst Khind im neuen Pfarrhof getaufft worden* [ist]; schon 1621 wird im Anlaitlibell Hüttenstein ein Acker *im Pfarrhoffeld* genannt, 1663 erhielt Hanns Schwaighofer die Bewilligung, auf seinem Grund *nechst des Pfarrhofes* ein Haus zu bauen (Maurerlippenhaus). Die Pfarrgasse (und in Fortsetzung die heutige Hochreitstraße) in St. Gilgen hieß seit jeher „Pfarrergasse", über die das „Pfarrhoffeld" erreicht werden konnte. Dieses gehörte aber nie zum Pfarrhof bzw. Vikariatshaus. St. Gilgen, seit ca. 1565 Vikariat, wurde erst 1856 zur Pfarre erhoben, wie alle ehemaligen Vikariate Salzburgs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Also ist die Unterschlagung der Namen der ehemaligen „Vikare" (seit 1622) nicht zu verantworten.

Ebenso werden Namen und Daten (zumindest der in der Chronik Faistenau genannten) Ortsvorsteher (Bürgermeister) vermißt. Auch Faistenau bekam schon 1850 einen Ortsvorsteher, warum werden deren Namen vor 1880 nicht erwähnt?

Die Liste der Besitzer der Bauerngüter nach den Besitzernamen könnte ausgelassen werden, viel wichtiger wäre die Aufzählung nach den im Jahr 1816 verliehenen Hausnummern (Konskriptionsnummern) nach den Ortschaften, um den alten Bestand und die Zahl der Bauerngüter festzustellen. Auf Seite 345 sind wohl versehentlich die Hausnummern entfallen. Es wäre eine Gelegenheit gewesen, die jeweiligen Grundherrschaften zu nennen. Ein beträchtlicher Teil der Faistenauer Güter diente in der Tiefbrunnau *ab Aberseekke* dem Domkapitel, was schon im Urbar 3 vermerkt ist. Das Stift St. Peter war 1426 im Besitz von sechs Lehen knapp jenseits der Grenze zur heutigen Gemeinde Hintersee, die Thurner verfügten über Güter im hinteren Gebiet von Hintersee.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Rätselhaft bleibt auch der Name „Steinbräu" in Vordersee, und es ließe sich aufgrund der Steinkelleranlagen auf das Vorhandensein einer kurze Zeit bestandenen privaten Brauerei schließen. Jedenfalls wurde die einzige Taferne in der Faistenau, die des Tanzberger, ausschließlich von der Brauerei Lueg beliefert (wenn nicht der Wirt heimlich auch Kaltenhausener Bier bezog, was anläßlich einer Inspektion im Jahr 1674 festgestellt wurde). Eine genaue Erforschung der Hausgeschichte könnte hier vielleicht Licht ins Dunkel bringen.

Schließlich wäre noch zu wünschen übrig geblieben, die kleine Gemeinde Hintersee (früher Feuchten genannt) in die Chronik Faistenau einzubeziehen, da mit dem Gebiet ein inniger geschichtlicher Zusammenhang besteht und sich kaum ein dortiger Bewohner finden wird, eine Geschichte dieses Ortes zu schreiben.

Alles in allem darf gesagt werden, daß sich die Autoren der Faistenauer Chronik bemüht haben, den Anforderungen zu entsprechen und daß sie dafür Lob verdienen. Daß auch die Vereine und sonstigen Organisationen der letzten Jahrzehnte reichlich berücksichtigt werden, soll dem Wert des Heimatbuches keinen Abbruch tun. Denn wer würde nicht gerne seinen Namen lesen und sein Konterfei genüßlich betrachten wollen?

NB. Eine Frage noch zum Kapitel „Schule": Wenn die Nebenschule in der Tiefbrunnau schon 1915 gegründet wurde, warum sind die Kinder von der Kühleiten, vom Laimerbauern und vom Laimerschuster noch in den zwanziger Jahren nach St. Gilgen in die Schule geschickt worden?

Leopold Ziller

Karl Finsterwalder, Tiroler Ortsnamenkunde (hg. von *Hermann M. Ölberg* und *Nikolaus Grass*). Band 3: *Einzelne Landesteile betreffende Arbeiten: Südtirol und Außerfern. Nachträge. Register* (= Schlern-Schriften 287). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1995, 375 + XII S.

Nach etwas längerer Wartezeit ist nun endlich der dritte Band der *Tiroler Ortsnamenkunde* erschienen, mittlerweile gewissermaßen als „Gedenkschrift Finsterwalder". Denn der große Namenforscher ist im Jänner 1995 knapp 95jährig verstorben. Eine Würdigung des Gesamtwerks habe ich schon in den MGSL 132 (1992; S. 553 ff.) gegeben. Hier nun soll der in zwei Abschnitte zu gruppierende Abschlußband kurz vorgestellt werden. Der größere Teil beinhaltet Arbeiten zur Toponomastik von Südtirol und Außerfern (S. 929–1226) in üblicher anastatischer Wiedergabe, sodann ein paar Seiten Nachträge und Berichtigungen zu den vorangegangenen Bänden mit einer wichtigen ergänzenden Bemerkung zur Illyrerfrage (S. 1228, „Aus der Siedlungsgeschichte Tirols und des übrigen Europa außer der Balkanhalbinsel sind die Illyrer völlig wegzulassen"); daran schließt sich als kleinerer, aber doch sehr wesentlicher Teil das lang erwartete Register (S. 1235–1293), welches nunmehr erst das Gesamtwerk sinnvoll erschließt und der Aufsatzsammlung Lexikoncharakter verleiht.

Neben kleineren Südtiroler Miszellen – die untergliedert sind in die Kapitel „Pustertal–Dolomiten", „Eisacktal", „Vintschgau–Etschtal" – sind als umfangreichere Arbeiten hervorzuheben: der zusammenfassende Aufsatz „Die hochmittelalterliche Siedlung in Südtirol im Spiegel der deutschen Umformung der Örtlichkeitsnamen" (S. 929 ff.), dann die „Geschichte der Namen – Geschichte der Sprachen im Obervintschgau" (S. 1043 ff.), auch der ausführliche Artikel zu den romanischen Prädiennamen auf *-anum* (S. 1105 ff.) sowie die „Flur- und Ortsnamen von Salurn" (S. 1131 ff.) mit Nachträgen (S. 1181, 1182 ff.). Außerfern – nicht gerade üppig behandelt – ist etwa mit „Die Ortsnamen im Außerfern" (S. 1197 ff.) vertreten.

Das Register, das von *Hermann Ölberg* und Mitarbeitern verfaßt wurde, gliedert sich in diverse historische und insbesondere sprachliche Unterverzeichnisse (etwa nach Suffixen oder lautlichen Erscheinungen), von denen vor allem das alphabetische Ortsnamenregister (S. 1249 ff.) grundlegende Dienste leisten wird.

Thomas Lindner

Hermann Wopfner, Bergbauernbuch. Von Arbeit und Leben des Tiroler Bergbauern. Hg. v. *Nikolaus Grass,* Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1995.

1. Band: Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte: Zur Einleitung schreibt der Herausgeber Nikolaus Grass eine Würdigung Hermann Wopfners und seines Bergbauernwerks. Er berichtet über das Leben des Autors und wie es zu dem Plan der zu drei Viertel von Wopfner selbst bewältigten Arbeit kam und in welcher Weise sich der Herausgeber aus den vorliegenden Vorarbeiten Wopfners das Buch abschloß.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Im Vorwort des Autors Wopfner erklärt dieser sein Ziel, das wirtschaftliche Leben des Tiroler Bergbauern in Vergangenheit und Gegenwart zu schildern. Das deutsche und das ladinische Bauerntum Tirols ist Gegenstand der Forschung, doch werden auch zum Vergleich Welschtiroler Verhältnisse herangezogen, um die Unterschiede auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet herauszustellen. Das erste Hauptstück („Wie der Tiroler Bauer seine Heimat gewonnen hat") bringt die Anfänge der Siedlung, die deutsche Landnahme und den ersten Ausbau; weiters den Ausbau des Landes vom 11. bis zum 14. Jahrhundert; von Mut und Kraft der Bergbauern bei der Eroberung der neuen Heimat, der Ausbau des Landes in der Zeit nach dem 13. Jahrhundert und die Anmerkungen zu diesem Teil.

Das zweite Hauptstück beinhaltet: Von Teilung der Güter und Übervölkerung bringt Güterteilung, Hausteilung, Versuch einer Geschichte der Bevölkerungsbewegung, von der Besitz- und Bodenständigkeit der Bergbauern, von einigen Folgen der Übervölkerung, Anmerkungen und Nachträge zum zweiten Hauptstück.

Das dritte Hauptstück („Von der Freiheit des Tiroler Bauern und ihren Grundlagen") bietet: Vom Recht des Bauern an seinem Gut und den bäuerlichen Lasten, von der Freiheit des Bauern und ihrer Bedeutung für sein Wesen, von der bäuerlichen Verschuldung, von der wirtschaftlichen Selbstversorgung als einer Grundlage der bäuerlischen Freiheit, Anmerkungen, Verzeichnis der Tabellen und der Abbildungen sowie Bildnachweis, Inhaltsübersicht des 2. und 3. Bandes.

Zwischen S. 292 und 293 sind 107 S/W-Fotos des Autors von Landschaften, Dorfansichten, Siedlungslagen, Höfen und Bauarten, Votivtafeln und -bildern, Bergbauernfamilien, dann Einzelporträts typischer Bauerngesichter, besondere Handarbeiten, Samerzüge, Tiroler Kämpfer, Jahrmärkte, Spielzeug, Außenarbeiten, verschiedene Mühlentypen, verschiedene Ofen- und Herdanlagen sowie Kornkasten und Steingaden eingeschoben. Auf S. 736 sind dazu das Verzeichnis der Abbildungen und die Bildnachweise angeordnet. Auf S. 735 befindet sich das Verzeichnis der 23 im Gesamttext angeordneten Tabellen bevölkerungsstatistischen Inhalts verschiedenster Themen.

Mit diesem 1. Band des Bergbauernbuches von Hermann Wopfner wurde eine großartige Basis für eine Tiroler Volkskunde gelegt. Das Verdienst der posthumen Veröffentlichung ist Univ.-Prof. DDDr. Dr. h.c. mult. Nikolaus Grass hoch anzurechnen.

2. Band: *Bäuerliche Kultur und Gemeinwesen.* Aus dem Nachlaß herausgegeben und bearbeitet von *Nikolaus Grass* unter redaktioneller Mitarbeit von *Dietrich Thaler.* Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1995.

Im Vorwort erläutert der Bearbeiter und Herausgeber nach Wopfner Wunsch, Nikolaus Grass, die Erscheinungszeiten 1951, 1954 und 1960 der ersten drei Hauptstücke und ihre unveränderte Neudrucklegung mit den Hauptstücken vier, fünf und sechs zugleich im Jahr 1995. Er verzeichnet auch genau, welche Hauptstücke von Wopfner selbst vollendet und welche von ihm nach Wopfners Unterlagen ergänzt wurden. Er dankt auch Univ.-Prof. H. von Staa vom Forschungsinstitut für Alpenländische Land- und Forstwirtschaft der Universität Innsbruck für seine Initiative, das gewaltige Wopfner-Werk zunächst in den ersten zwei Bänden zu veröffentlichen.

Der 2. Band bringt das vierte, fünfte und sechste Hauptstück mit folgenden Teilen: Viertes Hauptstück – Volkstum und Kultur; 1. Teil: Entstehung und Wesen des Tiroler Volkstums; 2. Teil: Von der eigenwüchsigen Kultur des Tiroler Bauernstandes; Anmerkungen. Fünftes Hauptstück – Von der „Gemain" und der Gemeinde; Anmerkungen. Sechstes Hauptstück – Vom Siechtum des Bergbauerntums; Anmerkungen, Verzeichnis der Tabellen und der Abbildungen sowie die Bildnachweise; Inhaltsübersicht des 1. und des 3. Bandes.

In mehreren Gruppen sind zwischen die Textseiten wieder 63 prachtvolle Fotos und auf S. 499 das Verzeichnis der Abbildungen sowie auf S. 500 die Bildnachweise angebracht, aus denen hervorgeht, daß das meiste Bildgut von Wopfner selbst vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren aufgenommen wurde. So sind die Bilder bereits auch von historischer Bedeutung, da Siedlungen, Höfe und Häuser, Stuben und Küchen, Wirtschaftsformen und -geräte aufgenommen sind, die zum Teil heute nicht mehr existieren. Mit der für 1996 angekündigten Erscheinung des 3. Bandes von Hermann Wopfners Bergbauernbuch wird dieses großartige Werk über einen Großteil der Tiroler Volkskultur, die auch aus Salzburger Sicht nicht uninteressant ist, seine Krönung erfahren.

Friederike Prodinger

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Wolfgang Kos und *Elke Krasny* (Hg.), *Schreibtisch mit Aussicht. Österreichische Schriftsteller auf Sommerfrische.* Verlag Carl Ueberreuter, Wien 1995, 264 S.

Die Sommerfrische ist ein literarischer Ort in bunten Bildern. Es waren Schriftsteller, die einem städtischen Publikum die Kunde von lieblichen Tallandschaften und grünen Matten brachten, und sie waren es, die der süßen Langeweile in gepflegter Natur ein dauerhaftes literarisches Denkmal setzten. Das kultivierte gründerzeitliche Bürgertum lebte in artifiziellen Welten, in der sozialen Exklusivität des Kontors und der Bildungsanstalten, in der Welt der Theater, in Salon und Abendgesellschaft. Der Sommer entführte die soeben reich gewordene Bourgeoisie aus Besitz und Bildung in die stadtferne Sommerfrische, welche die Literatur mit der erforderlichen kulturellen Exklusivität ausstattete. Der Sommer gehörte alleine dem intimen familiären Leben im vertrauten Umfeld der alljährlichen frequentierten Sommerfrische. Auch in Salzburg finden wir diese urbanen Enklaven in sonst agrarischer Umgebung, seien es die Ausläufer der typischen Salzkammergutsommerfrische am Wolfgangsee, sei es die milde Tallandschaft von Golling, sei es das mondäne Zell am See mit seinem Gebirgspanorama. Doch während der bürgerliche Mittelstand die Sommerfreuden ungestört genoß, fanden die Literaten erst „am Lande" Ruhe und Geborgenheit zu schöpferischer Tätigkeit – wenigstens in den Regenperioden.

Es ist eine lange Reihe von Selbstzeugnissen österreichischer DichterInnen, die Wolfgang Kos und Elke Krasny mit ihren Briefen, Tagebüchern, Memoiren und literarischen Produktionen zitieren. Wir finden viele große Namen des österreichischen Parnaß vom Biedermeier über das Fin de siècle bis zur Gegenwart, viele in ihren Salzburger Refugien: Franz Grillparzer in Bad Gastein, Marie von Ebner-Eschenbach in St. Gilgen, Hugo von Hofmannsthal in Salzburg, in Bad Fusch und Strobl, Stefan Zweig in Tummersbach, Ernst Jandl im Gasteiner Tal. Zu ergänzen wäre Sigmund Freud, der im nahen Berchtesgaden an seiner „Traumdeutung" schrieb.

Die Zeitzeugen sind chronologisch nach den Stationen des Landaufenthaltes gegliedert, vom Entschluß zum Sommeraufenthalt, über die nicht immer leichte Lokalsuche, dem eventuellen Bau einer Sommervilla, den Annehmlichkeiten des Aufenthalts bis zur Abreise. Auf diese Weise wird die Aneignung einer verlorenen touristischen Kulturform erleichtert, welche nicht vom raschen Ortswechsel, sondern von Ortstreue, nicht von Erlebnissensationen, sondern von Muße, nicht vom Angreifen, sondern von distanzierter Beobachtung, nicht von organisierten Brauchtumsabenden, sondern vom eigenen Spiel geprägt war. Die ganze Sommerfrische war ihren städtischen Bewohnern eine grüne Bühne. „Viele andere spielten diesen schönen Sommertag noch ihre kleinen Rollen", berichtet Arthur Schnitzler 1897 aus Unterach am Attersee. Die Salzburger Festspiele und das Auto erweiterten diesen Erlebniskreis später in den dreißiger Jahren zu einem Tagesrhythmus zwischen Badevergnügen und Kunstgenuß. Erst in dieser kurzen Phase wurde Salzburg zur „literarischen Landschaft", vergleichbar mit Bad Ischl oder Bad Aussee. Den Höhepunkt dieser selbstbeschaffenen Szenerie bildete schließlich das Spiel im Spiel, die Laientheater und der festlich inszenierte kaiserliche Geburtstag, der inoffizielle altösterreichische Staatsfeiertag. Es waren anfangs reiche bürgerliche Schichten, denen Zeit, Muße und Finanzen eine solche Form des Sommersejours erlaubten. Viele von Kos zitierten Texte bezeugen jedoch für das 20. Jahrhundert die Ausstrahlung dieses Kulturstils in ein breites Milieu von kleinen Beamten und Angestellten sowie die Ausbreitung über die normgebenden Sommerfrischen hinaus ins bäuerliche Umfeld. Dieser Trend zur Egalisierung des Kulturmodells Sommerfrische erreichte allerdings Salzburg nur noch in seinen zeitlichen Ausläufern. Der nachfolgende organisierte Tourismus und die flächenhafte Verwandlung der alpinen ästhetischen Gunstlandschaften im Zeichen des Wintertourismus sind literarisch nicht mehr ergiebig. Hanns Haas

Robert Hoffmann, Erzherzog Franz Ferdinand und der Fortschritt. Altstadterhaltung und bürgerlicher Modernisierungswille in Salzburg. Böhlau Verlag Wien–Köln–Weimar 1994, 132 S., 42 S/W-Abb. auf 12 Kunstdruckseiten.

Einem akademischen Lehrer an der Alma Mater Paridiana verdanken wir diesen Band, der dem Salzburger Leser den 1914 ermordeten Thronfolger der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie in einer vergessenen, man könnte auch richtiger sagen in einer „verdrängten" Qualität lebendig vor Augen stellt: Als selbsternannter Denkmalschützer der Stadt Salzburg, der seinen Rang nutzte, in der von ihm augenscheinlich geliebten schönen Stadt Denkmalschutz durchzusetzen, meist gegen den Willen des Bürgertums und unter Zugrundelegung eigener Wertmaßstäbe, aber auch unter Einbeziehung des in Wien tätigen Univ.-Prof. Dr. Max Dvořák.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

In vier Hauptkapiteln erläutert Robert Hoffmann die einzelnen Stationen, in den Franz Ferdinand tätig wurde: Als Erwerber und historistischer Umgestalter des Schlosses Blühnbach, dessen Ausstattung jüngst durch das Bundesdenkmal vor drohendem Verkauf nach London gerettet werden konnte, als Protektor der k. u. k. Zentralkommission für Kunst- und Denkmalpflege, der die frühe Aufnahme der Kunsttopographie für Salzburg durchsetzte, als Retter des Friedhofs von St. Peter, der dessen partiellen Abbruch verhinderte, sowie als Retter des Neutors in seinem historischen Bestand. In den Kapiteln zwei und drei wird die Problematik von Erneuerung und Denkmalschutz für jene Zeit aufgezeigt bzw. der Thronfolger in seiner persönlichen Motivation untersucht: Franz Ferdinand blieb bei seinen Zeitgenossen ein Ungeliebter – und sollte es für die Nachwelt bleiben. „Auch die Geschichtswissenschaft zeigt in den letzten Jahren nur geringes Interesse an der Person Franz Ferdinands. Während Kronprinz Rudolf, Kaiserin Elisabeth und auch einige historisch unbedeutende Mitglieder der Dynastie umfassende biographische Darstellungen erfuhren, blieb es um Franz Ferdinand merkwürdig still, obwohl in diesem Habsburger der Herrschaftswille des Geschlechtes zum letzten Mal aufwallte", meint der Autor, als wollte er damit ankünden, daß er dieses Vakuum auffüllen wolle, wogegen kaum etwas zu sagen ist.

Die einzelnen Kapitel hat Hoffmann gut recherchiert und überzeugend dargestellt. Der Rezensent wünscht sich einen Vergleich der „Kunstübung" der Habsburger in diesem Zeitraum. Soweit erkennbar, waren alle Mitglieder des Erzhauses dem Historismus und der Romantik verhaftet: Kaiser Franz Josef, Elisabeth, Rudolf und auch Franz Ferdinand – wie sein Salzburger Kontrahent und Onkel Erzherzog Ludwig Viktor, der Schloß Kleßheim ebenso verschwenderisch mit echten (und falschen) Antiquitäten ausstattete, wie Franz Ferdinands Schloß Blühnbach.

Doch dem Historiker Hoffmann geht es nicht primär um kunsthistorische Einzelerkenntnisse, sondern um das Generelle der Kunstpolitik jenes Säkulums im Widerstreit der Lager (hier autoritär „Recht" habender Kronprinz, dort die fortschrittliche bürgerliche Fraktion auf dem Weg in die moderne Akzeptanz). Aus dieser Auseinandersetzung schlägt Hoffmann einen Bogen in die Tage des unvergessenen Mahners und Kunsthistorikers Hans Sedlmayr, der argumentativ die politisch Verantwortlichen seiner Zeit (Landeshauptmann Lechner, die Bürgermeister Bäck und Salfenauer) von der besonderen Qualität ihrer Stadt zu überzeugen wußte und zu einer besonderen Altstadt-Gesetzgebung Veranlassung war. Ist die Tat Sedlmayrs mit der Aktivität Franz Ferdinands vergleichbar? Nur, äußerlich betrachtet, ein wenig. Hinter Hans Sedlmayr stand kein „Wille zur Macht", sondern das erdrückende Gefühl einer ungeheuren Verantwortung, wenn er zu offenkundigen Fehlentwicklungen geschwiegen hätte. Sein Tun war aus seinem breitgefächerten Wissen, seine Klage aus einem abendländischen Ethos heraus zu verstehen. Seine klugen Argumente entmachtete die Lobby der höheren Rendite, um das Schöne als ewige Botschaft an die Nachgeborenen, in die nächste Generation hinüberretten zu können.

Man wünscht sich, daß die vielen um die schöne Stadt Verantwortlichen und alle ihre Bürger dies kluge Buch läsen.

Kleine Fehler mögen bei einer zweiten Auflage ausgebessert werden: Auf Seite 104 sollte es statt „Kasuale" besser „Kasel" heißen, das eingesehene „Diözesan-Archiv" heißt in Salzburg „Erzbischöfliches Konsistorial-Archiv", das Tagebuch des Abtes Willibald Hauthaler wird nicht in der Bibliothek, sondern im Archiv St. Peter verwahrt (S. 91, 117), und auf Abb. 42 ist nicht die Balustrade des Kaisermonuments des Valkenauer für Speyer abgebildet, sondern der Architrav, den Kronreif der deutschen Königskrone darstellend.

Adolf Hahnl

Herbert Friedlmeier und *Gerda Mraz, Österreich 1945–1955. Fotos aus dem Archiv des „Wiener Kurier"*. Böhlau Verlag Wien–Köln–Weimar, 1994.

Der „Wiener Kurier" war ein legitimes Kind der Nachkriegszeit, jener zehnjährigen Ära „zwischen Befreiung und Freiheit", die mit dem Staatsvertrag ihr Ende fand. Als „Zeitschrift der amerikanischen Streitkräfte für die Wiener Bevölkerung" sollte er die Leser „mit wahrheitsgetreuen Berichten über die Ereignisse im In- und Ausland... versorgen und sich in jeder Weise für die Einheitlichkeit der österreichischen Nation einsetzen": so das 1945 vom Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte in Österreich definierte Motto. Seinen Erziehungsauftrag erfüllte der „Wiener Kurier" durch eine anregende und gut bebilderte Berichterstattung. Nicht mit dem erhobenen Zeigefinger, sondern durch lebensnahe Geschichten sollten die Österreicher zu Demokratie, Marktwirtschaft, Konsum und Kulturgenuß erzogen werden. Das riesige Fotoarchiv der Zeitung wurde kürzlich von der

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

US-Botschaft der Österreichischen Nationalbibliothek geschenkt. Eine erste Auslese bietet der vorliegende Bildband. Es sind Bilder eines geglückten Neubeginns, Momentaufnahmen einer Aufbruchstimmung. Was die US-Besatzer den Wienern in ihrer viergeteilten Stadt vermitteln wollten, war nicht die Botschaft von Blut und Tränen, sondern Zuversicht und Hoffnung. Salzburg ist mit gut einem Dutzend Fotos vertreten: Die öffentlichen Einrichtungen funktionierten wieder; das Salzburger Hauptpostamt wird am 4. Juli 1945 eröffnet; ordentlich warten die Salzburger vor der Polizeistation auf ihre Arbeitsregistrierung; feierlich wird am 13. August 1945 die Salzburger Arbeiterkammer im Mozarteum wiedereröffnet. Nicht fehlen dürfen der Spatenstich für ein Salzburger Teilstück der Autobahn, dem die Zuschauer begeistert applaudieren, die geretteten Krimmler Wasserfälle und das große Spektakel um die Salzburger Festspiele samt „Jedermann". Doch sonst dominiert Wien in dieser für Wien gemachten Zeitung die Berichterstattung, nicht nur mit den Standardbildern, wie dem Triumphzug der Pummerin, sondern mit vielen guten alltäglichen Momentaufnahmen, vor allem aus der Freizeitkultur. Generell sucht man allerdings zeitkritische Aspekte, soweit sie nicht ins Bild vom guten Westen und bösen Osten paßten. So gesehen besagen die Fotos oft mehr über ihre amerikanischen Auftragsgeber als über das fotografierte Österreich.

Hanns Haas

Martin Strebel, Konservierung und Bestandserhaltung von Schriftgut und Grafik. Ein Leitfaden für Archive, Bibliotheken, Museen, Sammlungen. Granges-Paccot/Schweiz 1995, 89 S.

Es gibt vieles an Literatur über Konservierung und Bestandserhaltung diverser Materialien. Das meiste davon ist für den Fachmann geschrieben und für Laien ungeeignet. An die einfachen, für Insider oft selbstverständlichen Dinge zu denken, ist sicher ein schwieriges Unterfangen. Sehr gut gelungen ist dies Martin Strebel mit seinem Leitfaden. Als Geburtshelfer diente dabei der „Rundbrief Fotografie-Faustregeln für die Fotoarchivierung", herausgegeben vom Museumsverband Baden-Württemberg (August 1994). Strebel übernahm dasselbe Konzept, indem er die einzelnen Themenbereiche ausführlich mit den Schlagworten „Vermeiden Sie..." und „Nutzen Sie..." behandelt. So finden wir beispielsweise unter Benutzerregeln: *Vermeiden Sie* die Verwendung von „post-it" Zetteln, da deren Klebstoff teilweise auf Archivalien und Einbänden zurückbleibt und diese schädigt. – *Nutzen Sie* für Notizen Papierstreifen aus dickem säurefreiem und mit alkalischer Reserve versehenem Papier. Die weiteren Themen behandeln Raum, Regale, Schachteln, Hüllen, Hantieren, Ausstellen, Raumklima, Licht, Lagerung, Bestandpflege, Wasserkatastrophen, Benutzerregeln, Fotokopieren, Signieren und Duplizieren. Bibliographie, Bezugsquellen und ein Glossar mit der Erklärung von Fachbegriffen schließen das Werk ab.

Die Broschüre mit dem eigenartigen Format von 11 cm Breite und 29,5 cm Höhe erweist sich als unentbehrlicher Ratgeber für Museen, Bibliotheken und Gemeindearchive ohne eigenen Restaurator. Auch privaten Sammlern ist sie zu empfehlen. Denn wer weiß schon, daß wassergeschädigte Originale (etwa nach einem Rohrbruch) so schnell wie möglich tiefgefroren werden sollen?

Nikolaus Pfeiffer

Homo ludens. Der spielende Mensch. Band IV, hg. v. *Günther G. Bauer.* München–Salzburg 1994.

Der vierte Jahrgang der Internationalen Beiträge des Instituts für Spielforschung und Spielpädagogik an der Hochschule „Mozarteum" Salzburg ist vorwiegend dem Schachspiel und verwandten Brettspielen gewidmet.

Der Herausgeber warnt aber in seinem Vorwort, daß die ganz großen Entdeckungen der modernen Spielforschung auf diesem Gebiet trotzdem noch immer ausstünden, etwa Fragen des Ursprungslandes. Er befaßt sich dann noch mit anderen Zukunftsaufgaben des Spielbereichs wie z. B. der Spielpädagogik für Eltern, Erwachsene und Alternde; oder Spielpädagogik für Höhere Schulen, für Medizinbereiche, für künftige Symposionsthemen für Spieltherapie, Freizeitgestaltung auf sozial-kulturellem Gebiet, Wiederbelebung der Familienspiele. Für das Spielinstitut sind das zentrale Aufgaben: die Sammlung und EDV-mäßige Erfassung aller bisher gemachten Arbeiten für ein breites internationales Publikum darzubieten. Die Institutsbibliothek und das Archiv sollen bald die wichtigsten Dokumente zur theoretischen und praktischen Spielforschung und Spielpädagogik bieten. Auch die Publikationen, Symposionsergebnisse, Ausstellungen und pädagogischen Aktivitäten des Salzburger Spielinstituts dienen diesem Zweck. Außer dem Jahresband „Homo ludens" soll eine weitere, viertel-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

jährliche Veröffentlichung erscheinen, die über Symposien, Tagungen, Workshops, Aktivitäten, Publikationen und Ausstellungen als Berichte von intereuropäischen Korrespondenten einen breiten Interessentenkreis informieren. Die Fortsetzung der Spielsymposien für 1996 und 1998 ist bereits geplant.

Der Autor bedankt sich für bereits Geschehenes und Zukünftiges bei der ideellen und materiellen Hilfe der Hochschule „Mozarteum" beim Ministerium für Wissenschaft und Forschung und einer Reihe beachtlicher Sponsoren. Die Universität Salzburg, die Internationale Stiftung Mozarteum, die Kulturabteilungen von Stadt und Land Salzburg förderten ebenso wie IBM Österreich und die Salzburger Zentrale der Creditanstalt. Förderer der österreichischen Wirtschaft und der Schachgroßmeister Dr. Lothar Schmid werden in den Dank eingeschlossen. Aber auch den Mitarbeitern des Salzburger Spielinstituts selbst wird für den großartigen und vielseitigen Einsatz vom Autor Anerkennung ausgesprochen. Ein philisophisches und ein theologisches Zitat über das Spiel und den Homo ludens am Anfang von Rudolf zur Lippe und am Ende des Vorworts von Hugo Rahner bilden den Rahmen dieses Bestands- und Zukunftsplans.

Die Reihenfolge der Beiträge: *Hans Holländer,* Thesen zur Früh- und Vorgeschichte des Schachspiels; *Ricardo Calvo,* Die Hypothese von Johannes Kohtz; *Ulrich Schädler,* Latrunculi – ein verlorenes strategisches Brettspiel der Römer; *Antje Kluge-Pinsker,* Brettspiele, insbesondere „tabulae" (Backgammon) und „cacchis" (Schach), im Alltag der Gesellschaft des 11. und 12. Jahrhunderts; *Gianfelice Ferlito,* Old Islamic chessmen. Historical, religious and artistic considerations about their shape and design; *Koichi Musakawa,* Der Ursprung des japanischen Schachs; *Govert Westerveld,* Historia de la nueva dama poderosa en el juego de ajedrez y Damas; *Barbara Holländer,* Lebendes Schach in der Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts; *Joachim Petzold,* Das Schachspiel als Toleranzsymbol in Lessings „Nathan der Weise"; *Marion Faber,* Schachpartien in Bildern. Kunst und Schachspiel in der Kultur des 18. Jahrhunderts; *Erwin Glonegger,* Brettspiele des Volkes. Der Autor hat das Gänsespiel, das italienische Giuoco del Barone, das Chinesenspiel, das Eulenspiel, Belagerungsspiele, Fuchs und Hühner, Assalto al Castello, Solitaire, Halma erforscht und ausführlich beschrieben; *Marion Kauke/Ernst Bönsch,* Gens una sumus – Schachspielkunst für eine ludische Kultur; *Thomas Thomssen,* Eine private Sammlung; *Rainer Buland,* Spiellust. Acht Kapitel zur Re-Habilitierung einer Lebensqualität; *Lucia Nadin Bassani,* Vorwort zum Reprint „Dell'antica Pettia"; Reprint: *M. Aurelio Severino,* Dell'antica pettia. Overo che Palamede non è stato l'inventor degli Sachhi. Trattato di M. Aurelio Severino; *Günther G. Bauer,* Gabriele Folk. Der Autor schreibt nach einem Besuch im Mai 1994 bei Gabriele Folk: „Unter ihren Händen erwachten alte Holzspielsachen zu neuem Leben" als ihre Kurzbiographie, voll Bewunderung über die Lebensleistung der Zweiundneunzigjährigen, den Gründungs- und Schwerpunktbeitrag ihrer und ihres Mannes Sammlungen – vor allem im Holzspielzeug und Theaterwesen – im Salzburger Spielzeugmuseum, über ihre immer noch lebendige Schaffenskraft und Planfülle. Mit einem besonders charakteristischen Farbfoto von Frau Folk mit einem Erzgebirge-Weihnachtsengel in Händen, aufgenommen von Rainer Buland ist die Abhandlung ausgeschmückt. Als Künstlerin, Sammlerin und als spielender Mensch sieht der verehrende Autor sie als Zeitzeugin unseres Jahrhunderts und damit als stilles und dadurch umso bedeutenderes Vorbild in großer, gebührender Hochschätzung.

Buchbesprechungen, Institutsnachrichten, Kurzbiographien und die Vorschau auf „Homa ludens" V beschließen den Band, der zu den einzelnen Beiträgen Zusammenfassungen in englischer Sprache bringt.

Friederike Prodinger

Homo ludens. Der spielende Mensch. Band V, hg. v. *Günther G. Bauer.* München–Salzburg 1995.

Im Vorwort zitiert der Herausgeber zwei Nobelpreisträger, Physiker, einer auch Chemiker, die die Welt als Spiel und in der Natur das große Spielgeschehen sehen. In Amerika wirken drei Nobelpreisträger als Spieltheoretiker für die Wirtschaftswissenschaften. Es steckt allerdings die Anwendung für ökonomische und ökologische Probleme noch in den Kinderschuhen. Naturwissenschaften wie Geisteswissenschaften benötigen offenbar den Umgang mit dem Spielbegriff, die moderne Spielforschung. Daher das Thema für das 2. Symposion des Spielinstituts Ende September 1994 in Baden bei Wien: „Sucht und Spiel – süchtig durch Spiele?" Die Ergebnisse als Vorträge der Forscher erscheinen in dieser „Homo ludens"-Ausgabe; es sind Betrachtungen der Schattenseiten des spielenden Menschen. Mit dem Beitrag des Herausgebers über „W. A. Mozart, der Billard- und Ke-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

gelspieler" ist ein Vorgriff für den VI. Band „Homo ludens" mit dem Hauptthema Ball- und Kegelspiele gemacht.

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Klassische Philologie der Universität Salzburg konnte ein für die Kulturgeschichte und besonders für die Spielforschung wichtiges und seltenes „Spielbuch" der Spätrenaissance, „Alea" von Pascasius Justus, für das Jahrbuch ins Deutsche übersetzt werden.

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte der Universität Salzburg konnte über die Neuerwerbung der Graphiksammlung eine Dreikaiser-Triset Spiel-Vorstellung ausführlich geschrieben werden.

Herzlicher Dank für die mannigfaltige Arbeits- und Forschungsförderung an die Hochschule, das Ministerium, Sponsoren, Internationale Stiftung Mozarteum, Autoren und Institutsteam sowie das Deutsche Spielarchiv schließt sich an.

Ein passendes Zitat des Zürcher Professors für Mathematik, Physik und Chemie, B. I. van der Waerden, beschwingt den Autor des Vorworts, den Homo ludens als Wissenschafter zur Lösung künftiger Weltprobleme geeignet erscheinen zu lassen.

Die Reihenfolge der Beiträge: *Johannes C. Brengelmann,* Effektives und ineffektives Spielverhalten; *Karl-Heinz Bönner,* Was ist Sucht?; *Henning Haase,* Der Spieler zwischen Wissenschaft und Medien; *Erich Löschenkohl,* Computerspiele: Gefahr oder Herausforderung?; *Izabela Horodecki,* „Spielen ist wie ein Käfig..." Zur psychosozialen Situation der hilfesuchenden Glücksspieler/innen; *Herwig Scholz,* Sucht, Spiel und andere obsessive Tendenzen; *Carola Schmid,* Eine soziologische Betrachtung des Glücksspiels; *Rainer Buland,* Spielsucht. Ergebnisse des Symposions – Auswertung der Diskussionen – Anmerkungen – weiterführende Gedanken; *Günther G. Bauer,* „Das Billardspiel liebte er leidenschaftlich". W. A. Mozart, der Billard- und Kegelspieler; *Manfred Zollinger,* Fest-Spiel-Zeit. Spielkultur in Zeiten festlicher Anlässe vom 16.–19. Jahrhundert; *Rolande Eibl,* Wort- und Gedankenspiele bei Fritz von Herzmanovsky-Orlando; *Gerhard Ammerer,* „Scherz und Ernst bey einem zwischen den Drey Kayser-Höfen, Rußland, Oesterreich u: der Ottomanischen Porte angestellten Triset Spiel"; *Helga Weidinger,* „Nur die Kinder wissen, wohin sie wollen", sagte der kleine Prinz. Gedanken zum Badener Puppen- und Spielzeugmuseum; *Gerhard Petersmann,* Vorwort zum Reprint „Pascasius Iustus"; Reprint: Die zwei Bücher des Pascasius Iustus aus Eekloo, Doktors der Philosophie und der Medizin, über das Würfelspiel oder die Heilung der Leidenschaft, um Geld zu spielen; *Günther G. Bauer,* Wilhelm Gizicki. Der gelehrte und bekehrte Spieler.

Buchbesprechungen, Institutsnachrichten (darunter ein tiefempfundener Nachruf auf die Spielzeugsammlerin Frau Gabriele Folk), Kurzbiographien und die Vorschau auf „Homa ludens" VI beschließen den Band, der zu den einzelnen Beiträgen Zusammenfassungen in englischer Sprache bringt.

Friederike Prodinger

Hubert Herbst, Der Heustadel im Mitterpinzgau. Befundaufnahme 1991–1993. Ritzenpost Heft 10, Saalfeldener Museumsverein Schloß Ritzen. Saalfelden 1995.

Nach Vorworten der Landesregierung, der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde und des Museumsvorstandes Schloß Ritzen begründet der Autor in einer allgemeinen Einleitung die Wahl des Themas mit dem Umstand, daß die für diese Gegend so typischen Heustadel vor allem wegen der veränderten Wirtschaftsweise immer mehr aus der Landschaft verschwinden. Sie wurden zum größten Teil von den Eigenleuten am Hof erstellt, und so ergibt sich, abgesehen von den verschiedenen Belangen der Lage am Talboden oder am Hang, eine Vielfalt der Formen. Hat es bis Ende der vierziger Jahre im Großraum Saalfelden bis um die 1000 Objekte gegeben, so sind heute, in den neunziger Jahren, nur mehr 290 vorhanden. Es war daher höchste Zeit, sich dieser Heuspeicherformen in der Forschung anzunehmen, bevor sie ganz verschwinden, weil sie nicht mehr gebraucht werden.

Die Heustadel, oft bis zu 30 Stück bei Großbauern vorhanden gewesen, trugen Namen, die sich auf das Feld oder die Flur bezogen, aber auch auf Eigennamen des Vorbesitzers oder nach dem Hofnamen des Eigentümers. Auch als Zeitmessung der Vorräte bis Lichtmeß oder Josephi konnten Namen gebildet werden. Die Erhaltung der nicht mehr genützten Stadel in der Landschaft könnte nach Meinung und Erfahrung des Autors wegen der sehr hohen Kosten nicht vom Besitzer verlangt werden, sondern könnte nur für einige Typenexemplare in musealer Form geleistet werden.

In der Einleitung zur Befundaufnahme stellt der Autor fest, daß diese am besten als Fotodokumentation zusammen mit vermaßten Plänen und einer möglichst genauen Beschreibung der einzelnen Bauteile durchgeführt werden könne. Zur geographischen Darstellung und Beschreibung des

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Aufnahmegebiets ist eine Karte des Mitterpinzgaus mit den Ortsbezeichnungen der Schwerpunkt der Befundaufnahme dem Text beigegeben. Aus der Statistik der Befundaufnahme geht die Anzahl der untersuchten Objekte nach der Art, der Region und, soweit datiert, nach dem Alter hervor. Die bauhistorische Entwicklung kann der Autor aufgrund der Datierung bei 20% der Objekte bis auf die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen. Alle Konstruktionen dieser Bauten waren bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts schon bekannt und es haben sich seither nur mehr die Bearbeitungsmethoden geändert.

Der Autor hat 15 Grundtypen der Mitterpinzgauer Heustadel festgestellt und beschrieben. Sie sind mit je einer fotografischen Abbildung, Beschreibung und Planskizze mit Grund- und Aufriß dargestellt. Das nächste Kapitel ist der Datierung und eventuell vorhandenen Initialen am Heustadel gewidmet. Die Heustadel jeder Bauart sind bis Mitte des 19. Jahrhunderts immer aus heimischen Holzarten errichtet, mit Ausnahme der Fundamentsteine am Boden und der Schwersteine oben auf dem Dach. Der Holzschwund führt am Stadel zur Senkung des Firstes und der Fußpfette sowie zur Änderung der Dachneige und der Rafenauflagepunkte. Als Holzschädlinge treten Pilze, Schwämme und Moose auf sowie Insekten, die Holzwespe, der Pochkäfer, der Hausbock und ihre Larven.

Es folgt eine genaue Beschreibung der einzelnen Bauteile und Bauelemente, wieder mit Fotos, Grundrissen, Detailaufnahmen und Schemazeichnungen. Die Dübelvariationen und Holznägel im Heustadelbau werden untersucht und durch Abbildungen und Zeichnungen in ihren Typen festgelegt. Als Wetterschutz ergeben sich verschiedene Wandverkleidungen sowie Dachdeckungen in verschiedenen Techniken und Werkstoffen, bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts als verschiedene Holzschindeltypen. Seither gibt es auch Betondachziegelvariationen, aber auch diese meist am Hof selbst erzeugt. Die Einstieghilfen in die Heustadel sind variabel, teils ausgeschnittene Löcher für die Füße, teils Querleisten, Einschnitte in die Balken und teils als Ausschnitte in einem Vertikalbrett angeordnet. Anbauten zur Arbeitserleichterung gibt es als Dengelplatz, Klapptisch, Abort, Hieflerhalter.

Ein Stadelneubau als Unikum im Jahr 1990 wird genau beschrieben. Ein Bericht über einschlägige Pfarrarchivalien von Dr. Hans L. Ostermann ist angeschlossen. Besonders wertvoll ist das Glossar, in dem Wortbegriffe und Sachbezeichnungen zum und um den Heustadel alphabetisch angeführt und erläutert sind. Literaturverzeichnis, Dankadressen, Bildquellenverzeichnis – zum Großteil stammen die Fotos, Planzeichnungen und Grafiken vom Verfasser selbst – schließen sich an. Ein Anhang bringt noch einiges aus dem Umfeld der Mitterpinzgauer Heustadel: die mühsame Arbeit des Anfüllens der Heustadel in Gedichtform, Geschichten und Sagen, schließlich noch die große wirtschaftliche Belastung der Bauernhöfe durch die Erhaltung der Heustadel. Großartige Schwarz/Weiß- und Farbbilder verschiedener Heustadeltypen in der Landschaft schließen das Werk ab, das dem Mitterpinzgauer Heustadel als großartigem Volkskulturobjekt dieser Gegend ein ebenbürtiges Denkmal setzt.

Friederike Prodinger

Reinhard Exel, Die Mineralien und Erzlagerstätten Österreichs. Wien 1993, Eigenverlag des Autors, 447 S., zahlreiche S/W-Abb.

Reinhard Exel, den einschlägig Interessierten wegen seines zweibändigen Werks über die Mineralien Tirols bestens bekannt, wagte sich nun mit Erfolg an die umfassendere und daher auch schwierigere Aufgabe einer modernen Bearbeitung des gesamten österreichischen Staatsgebiets. Daß dabei schwerpunktmäßig zu gewichten und auf viele Details, beispielsweise bei der Beschreibung der Fundorte, zu verzichten war, liegt in der Natur der Sache. Als geradezu wohltuend empfindet der Rezensent den Verzicht auf die genaue Beschreibung der einzelnen Mineralien, die man ohnedies in hervorragenden Standardwerken jederzeit nachlesen kann. Exel legt seine Schwerpunkte vielmehr auf lagerstättenkundliche, ökonomische und teilweise auch historische Aspekte, womit er einen neuen Fachbuch-Typus schuf, der sich von den traditionellen Mineralienbüchern positiv abhebt.

Einführend wird in einer Art Vorspann die Entwicklung der Mineralogie als Wissenschaft dargestellt, wobei die angeschlossenen Biografien bedeutender Wissenschafter sonst nur schwer zugängliche Daten erschließen. Aus Salzburger Sicht vermerkt man mit Freude die anerkennenden Darstellungen über Eberhard Fugger (1842–1919) und den durch seine wissenschaftlichen Arbeiten noch gewissermaßen allgegenwärtigen Heinz Meixner (1908–1981) – in Exels Bibliografie sind als Auswahl immerhin deren 84 aus seiner Feder als besonders wichtig eingestuft und zitiert.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Das erste Hauptkapitel ist dem wirtschaftlichen Aspekt der mineralischen Rohstoffe gewidmet, wobei anschließend auch – unseres Wissens erstmals! – ausführlich auf Marktlage und Preisgestaltung im Mineralienhandel eingegangen wird. Eine Drei-Stufen-Skala (Wert bis 3000, bis 15.000 und bis 30.000 Schilling) bietet eine Orientierungshilfe, von der der Verfasser im Bewußtsein der Problematik einer solchen Bewertung selbst eine Reihe weiterer relativierender Gesichtspunkte anführt. Den Rotgüldener Gustavit taxiert er beispielsweise „bis 3000" (was für schön ausgebildete Kristalle wohl die Untergrenze sein dürfte), die raren Bergkristall-Gwindel, etwa von der Rauriser Grieswies, „bis 30.000".

Eine eher knapp gehaltene, dessen ungeachtet sehr klare geologische Übersicht mit ständiger Bezugnahme auf typische Mineralparagenesen, leitet über zur Besprechung der „mineralischen Rohstoffe" im weitesten Sinn. Für Salzburg besonders interessant ist das detailreiche Kapitel über das Gold, wobei sowohl das Radhausberger als auch das Siglitzer Revier im Zusammenhang mit der Problematik deren Genese besprochen wird. Beim Abschnitt über das Silber vermißt man die Erwähnung der ehemaligen Ramingsteiner Reviere, dafür sind die – wirtschaftlich unbedeutenden – Kobalt- und Nickelvorkommen vom Mühlbacher Mitterberg bzw. vom Nöckelberg (bei Leogang) entsprechend gewürdigt. Breiten Raum nimmt die Wolfram-Lagerstätte Felbertal und deren geologisches Umfeld ein. Zum Teil ausführliche Erwähnung finden u. a. die Chalkopyritvererzung von Mitterberg, der Arsenopyrit bei Rotgülden, das Beryllvorkommen im Felber- und Habachtal (Smaragd, auch mit ausführlicher Darstellung des geologischen Schemaprofils der Lagerstätte), das für den Abbau erschlossene Uranvorkommen von Forstau, weiters der Spatmagnesit von der Inschlagalm bei Leogang, das Steinsalz von Hallein und der Gips-Tagebau Moosegg bei Golling. Im Rahmen des Abschnitts über „mineralogische Sammlungsobjekte" geht der Verfasser ausführlich auf die Kluftmineralien ein. Er wendet sich gegen die Weiterbenützung des Ausdrucks „alpine Kluftmineralien" und schlägt mit Argumenten aus dem Bereich der Genese die Bezeichnung „hydro-lithogen" vor, eine terminologische Neuerung, die er bereits in zwei früheren wissenschaftlichen Arbeiten (1991 und 1992) in die Diskussion einbrachte.

Aus der Sicht der Salzburger Landeskunde ist der Abschnitt über das Typenmaterial von besonderem Interesse. Bei der Auffindung eines neuen, bislang unbekannten und unbeschriebenen Minerals wird der Fundort als „Locus typicus" in die Literatur eingeführt. Demnach haben folgende Erstfunde ihren jeweiligen Locus typicus im Bundesland Salzburg: Aschalmit (Aschalm, Untersulzbachtal), Dienerit (Radstadt), Donharrisit (Leogang), Eclarit (Bärenbad, Hollersbachtal), Friedrichit (Sedl, Habachtal), Phosphor-Rößlerit (Stüblbau, Schellgaden), Wagnerit (Höllgraben bei Werfen). Mit Einschränkungen sind weiters zu nennen: Chrom-Pyrophyllit (Kupferlagerstätte Mühlbach am Hochkönig; ist als Name noch nicht international anerkannt), Ferro-Pickeringit (an Felsen neben der Straße von Lend nach Dienten; ist als „Eisenpickeringit" in der Literatur geläufiger), Gastunit (bzw. Neogastunit) erwies sich als Schröckingerit bzw. Haiweeit oder Uranophan, Hydrohalit (Halleiner Soleleitungen) gilt noch immer als eine fragwürdige Mineralspezies, Onkosin (Posseggen bei Tamsweg) erwies sich als Muskovit, Pistomesite (Thurnberg bei Flachau) sind Mischkristalle von Magnesit und Siderit im Verhältnis 1:1, Reissacherit (in Quellstollen von Bad Gastein) schließlich erwies sich als Sediment und wird nicht mehr als Mineral geführt.

Der Hauptteil des Buches hat das Vorkommen der in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten und kurz charakterisierten Mineralien zum Inhalt. Es werden zu den einzelnen Mineralien alle wichtigen österreichischen Fundorte angeführt. Über ein Register (S. 435–447) ist auch der umgekehrte Nachschlagevorgang möglich: von der Lokalität zu den dort vorkommenden Mineralien. Der Verfasser war sich diesbezüglich drohender Lückenhaftigkeit bewußt und absolvierte sich vorweg geschickt durch eine Generalklausel: es ist ausdrücklich nur eine Auswahl, die im Register geboten wird. Tatsächlich findet sich beispielsweise zur Lokalität Böckstein der Hinweis auf die Uranmineralien des Heilstollens sowie auf den Bertrandit beim Bärenfall-Staudamm, doch fehlt der Hinweis auf S. 255, wo zum dort besprochenen Gadolinit der Fundort „Gemeindesteinbruch bei Böckstein" sehr wohl angeführt ist. Vielleicht könnte man bei einer späteren Neuauflage, die durch zukünftige Neufunde sicher einmal erforderlich wird, einen kompletten Ortsnamenindex einrichten?! Allerdings, und das verdient besonders herausgestrichen zu werden, gibt es einen Überblick über die „klassischen" Mineralfundstellen Österreichs, von Salzburg beispielsweise das Felbertal, die Rauriser Grieswiese, die Knappenwand im Untersulzbachtal, die berühmte Leckbachrinne im Habachtal, die Umgebung von Mühlbach am Hochkönig sowie den Höllgraben und Färbergraben bei Werfen. Wenn man österreichweit auswählt, so ist verständlich, daß etwa auf die Nennung der mineralreichen Pleksen (Nordseite des Ankogels) verzichtet werden mußte.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Besonders positiv ist zu werten, daß auch einige Mineralnamen angeführt sind, die heute nicht mehr geläufig sind. So ist, im Gegensatz zu anderen Büchern über Landes-Mineralien, beispielsweise das Titanmineral Nigrin sehr wohl vertreten. Diese Bezeichnung ist für Salzburg wichtig, da immerhin kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe vom Gasteiner Badearzt Dr. Storch die Zusendung eines Nigrin-Exemplars von der Ingelsberger Plaike (bei Hofgastein) erbat. Allerdings dürfte damit nicht Nigrin als eisenreicher Rutil gemeint gewesen sein, sondern eher (nach Haditsch-Maus) Nigrin als pseudomorphosierter Ilmenit.

Während das Register etwas üppiger hätte ausfallen können, erstreckt sich die Bibliografie über rund 50 Seiten und stellt somit ein riesiges Reservoir von Literaturangaben dar, die es dem Interessierten ermöglicht, sich in praktisch jeder Richtung Detailkenntnisse anzueignen. Der Gesamteindruck, den das Buch dem landeskundlich bzw. naturkundlich Interessierten vermittelt, ist uneingeschränkt positiv. „Der Exel" ist mittlerweile bereits zum Standardwerk geworden und sollte nicht nur in Institutsbibliotheken vertreten sein, sondern, nicht zuletzt, um den Kontakt zu den lokalen Sammlern herzustellen, in keiner Schul-, Gemeinde- und fachbezogenen Privatbibliothek fehlen.

Fritz Gruber

Wessel Reinink, Eiskeller. Kulturgeschichte alter Kühltechniken. Mit Beiträgen von *J. G. Vermeulen* und *Manfred Wehdorn.* Aus dem Niederländischen übersetzt von *Maria Schmidt-Dengler* nach Vorarbeiten von *M. A. van Romunde-Kleindienst* und *Heester van der Putte.* Böhlau Verlag Wien–Köln–Weimar 1995, 248 S., 99 Abb., Register (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, Sonderband 15).

1981 erschien von Wessel Reinink, der von 1961 bis 1991 Professor für Architekturgeschichte an der Universität Utrecht war, die niederländische Originalausgabe. Sie besteht aus dem Textteil und einem umfangreichen Anhang mit dem von J. G. Vermeulen verfaßten Katalog der Eiskeller in den Niederlanden.

In der hier zu besprechenden, 1995 publizierten deutschen Ausgabe wurde auf diesen Anhang verzichtet, dafür wurden dem Werk Reininks die von Manfred Wehdorn (unter Mitarbeit von Ulla Weich) verfaßten Kapitel „Eisgewinnung und Eiserzeugung in Österreich" und „Eisbevorratung und deren Bauten in Österreich" vorangestellt. Ein weiterer Österreich-Bezug (versehentlich im Inhaltsverzeichnis nicht ausgewiesen) findet sich noch im Abschnitt „Rundgang durch Europa". Somit sind Österreich insgesamt etwa 30 Text- und Bildseiten gewidmet.

Das Buch ist wie folgt aufgebaut: In einer sehr inhaltsreichen Einleitung wird nicht nur das Anliegen des Werks vorgestellt, sondern es wird auch auf die einschlägige Forschung eingegangen, u. a. in Form einer kritischen Auseinandersetzung mit der Literaturlage. Die weiteren Abschnitte behandeln asiatische Länder wie China, Indien und den Iran, Räume also, in denen die Eiswirtschaft wohl die längste Tradition hat. Es folgt ein knappes Kapitel über die Verwendung von Schnee und Eis bei den Griechen und Römern. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit werden dann die Verhältnisse in verschiedenen Teilen Europas skizziert. Im letzten regionalen Abschnitt werden Eisgewinnung, Eistransport und Eisverwendung unter Einfluß des Großkapitals in Nordamerika behandelt.

Der Rezensent selbst hat für den letzten Band dieser „Mitteilungen" einen Beitrag über die Eiswirtschaft im Salzburger Raum geliefert (MGSL 135, S. 773–802: Die Gewinnung und Verwendung von Natureis. Geografische Aspekte eines beinahe vergessenen Kapitels der Wirtschaftsgeschichte – Salzburg als Beispiel), dies geschah zu einer Zeit, als das Buch noch im Druck war. Es mag als bedauerlich angesehen werden, daß diese beiden Arbeiten in gegenseitiger Unkenntnis entstanden sind; gravierend indes ist es nicht. Dem Verfasser der Salzburger Studie lagen zur allgemeinen Einführung in die Thematik insbesondere zwei neuere deutschsprachige Monografien aus den Jahren 1990 und 1991 vor, andererseits begnügten sich die Autoren der Österreich betreffenden Kapitel im Buch des Böhlau Verlags mit einer ersten zusammenfassenden Darstellung der Verhältnisse, wobei dem Wiener Raum das Hauptaugenmerk geschenkt wurde. Aus dem Salzburger Raum findet sich einzig ein Bild vom Eisabbau am Birnhorn (Leoganger Steinberge). Die vom Rezensenten über Salzburg erhobenen Daten machen in Gegenüberstellung mit den auf Österreich bezogenen Abschnitten des Buches deutlich, welche regionalen Forschungsdefizite hier noch bestehen.

Für wünschenswerte weitere Studien ist das reich illustrierte Buch mit seinem auf jahrelangen Forschungen beruhenden Inhalt eine höchst willkommene und unverzichtbare Basis. Guido Müller

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Peter Goller (Bearb.), *Die Matrikel der Universität Innsbruck. Die Matrikel der Medizinischen Fakultät,* Erster Band: 1869–1900. Innsbruck 1995, 272 S.

Nach Abschluß der älteren Matrikelreihe (1671–1810) hat das Innsbrucker Universitätsarchiv die „Edition der jüngeren Innsbrucker Universitätsmatrikel 1810–1945" mit dem Band über die Medizinische Fakultät begonnen. In der Einleitung werden interessante Themen, wie das Spannungsfeld von Mangel und Überfüllung der ärztlichen Berufe im späten 19. Jahrhundert, die soziale Rekrutierung der damaligen Medizinstudenten sowie der studentische Illiberalismus und Antisemitismus an der Innsbrucker Universität zu Ende des 19. Jahrunderts behandelt. Letzterer Beitrag informiert über die zunehmende Politisierung der Korporationsstudenten sowohl im deutschnationalen als auch im katholischen Lager und zeigt auch die Spannungen innerhalb der beiden Lager auf, die sich meist nur hinsichtlich der Aversion zur gegnerischen Ideologie einig waren. Leider werden in den Betrachtungen nicht alle Innsbrucker Korporationen berücksichtigt. Ausführlich die folgenden Tabellen über Väterberufe der Innsbrucker Medizinstudenten, der Studentenzahlen, der Sozialstruktur der Korporationsstudenten.

Die Edition der Matrikel folgt der Reihe der Eintragungen im Matrikelbuch (somit chronologisch) und enthält (soweit vorhanden) jeweils Vorname, Familienname, Adelsprädikat, Geburtsort, Geburtdatum (bzw. Alter bei Immatrikulation), Religion, Vater, Vormund, Maturadaten, Stipendien, inskribierte Semester, Promotionsdatum, Studentenverbindung und bisweilen auch kurze biographische Daten. Die Edition ist durch mehrere Register hervorragend erschlossen. Dadurch sind auch die aus Salzburg stammenden Medizinstudenten – darunter einige mit bekannten Familiennamen – sehr rasch auffindbar. Erstaunlicherweise ist die Gesamtzahl der Salzburger Medizinstudenten in Innsbruck zwischen 1869 und 1900 sehr gering und liegt weit unter den Zahlen viel weiter entfernter Kronländer.

Man kann sich nur wünschen, daß eine ähnliche Edition auch für die alte Salzburger Universität baldmöglichst in Angriff genommen wird. Die Daten sind im hiesigen Universitätsarchiv ohnehin schon zum größten Teil elektronisch erfaßt.

Erich Marx

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 1996

Band/Volume: 136

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Zum Salzburger Schrifttum. 497-516